

JOURNAL Nr. 13/2002



Netzwerk Frauenforschung NRW

THEMEN:

- UNSERER GESCHICHTE AUF DIE SPUR KOMMEN
- PARADIGMENWECHSEL: VON DER FRAUEN – ZUR GESCHLECHTERFORSCHUNG
- TRANSKULTURALITÄT UND GENDERFORSCHUNG
- INSTITUTIONALISIERUNG VON FRAUENFORSCHUNG – AUF ZEIT UND PROBE?
- GENDER STUDIES AN DER RUHR-UNIVERSITÄT BOCHUM
- WELCHEN WEG GEHT DIE „NEUE FRAU“ IM IRAN?
- FRAUENSTUDIEN DER UNIVERSITÄT DORTMUND UND DAS PROJEKT „MANAGING GENDER & DIVERSITY“
- UNTERNEHMENSGRÜNDUNGEN IN DEUTSCHLAND IM INTERNATIONALEN VERGLEICH

JOURNAL NR 13

NETZWERK
FRAUENFORSCHUNG NRW

IMPRESSUM:

NETZWERK FRAUENFORSCHUNG NRW
KOORDINATION
Prof. Dr. Ruth Becker
Dr. Beate Kortendiek
Dipl. Ing. Susanne Linnebach
Universität Dortmund
Frauenforschung und Wohnungswesen
in der Raumplanung
44221 Dortmund
Tel./ Fax: 0231/ 755-5142
e-mail: kortendiek@netzwerk-
frauenforschung.de

REDAKTION
Susanne Linnebach
Dortmund, Mai 2002

ISSN 1617-2493

INHALT

EDITORIAL	4
ZUR DISKUSSION: DIENSTRECHTSREFORM (5. HRÄNDG)	
Stellungnahme des Deutschen Hochschullehrerinnenbundes	6
Antwort des BMBF, Ralf Birle	8
Antwort MdB, Ulrike Flach, FDP	9
Antwort MdB, Maritta Böttcher, PDS	9
NETZWERKPROFESSORINNEN STELLEN SICH VOR	
Prof. Dr. Anne Schlüter, Universität Duisburg, Erwachsenenbildung/Weiterbildung, insbes. Frauenbildung	11
Prof. Dr. Claudia Hornberg, Universität Bielefeld, Biologie und Ökologie in den Ge- sundheitswissenschaften	12
MARIE-JAHODA-PROFESSORINNEN	
Prof. Dr. Amy Mazur, Politikwissenschaftlerin, WS 2001/2002	14
Prof. Dr. Agneta Stark, Ökonomin, SS 2002	14
SCHWERPUNKT: „FRAUENFORSCHUNG IN BEWEGUNG. 30 JAHRE FRAUENFORSCHUNG - 15 JAHRE NETZWERK FRAUENFORSCHUNG NRW“	
Eindrücke und Momentaufnahmen zur Netzwerktagung im November 2001	16
Marie-Anne Kaufhold: Grußworte	18
Annette Kuhn: Unserer Geschichte auf die Spur kommen	20
Gudrun Schäfer: Von der Frauen- zur Geschlechterforschung. Überlegungen zum Pa- radigmenwechsel am Beispiel der Medienwissenschaft	23
Michiko Mae: Das neue Paradigma der Transkulturalität und die Genderforschung	27
Sigrid Metz-Göckel: Institutionalisierung der Frauenforschung oder vom Verbrauch der Visionen	31
Masha Gerding/Jutta Röser: Gender Studies im Rahmen gestufter Studiengänge. Das Konzept an der Ruhr-Universität Bochum	40
Blitzlichter! Blitzlichter! Blitzlichter!	44
Susanne Linnebach: Chronik	48

BEITRÄGE

- Sabine Hering: Welchen Weg geht die „Neue Frau“ im Iran? 54
- Christine K. Volkmann: Unternehmensgründungen in Deutschland im internationalen Vergleich unter besonderer Berücksichtigung frauenspezifischer Aspekte 55
- Verena Bruchhagen/Kirsten Hack/Iris Koall/Gisela Steenbuck: Frauenstudien der Universität Dortmund. Entwicklungslinien, Perspektiven und das Projekt „Managing Gender & Diversity“ 64
- Ingrid Biermann: Frauen- und Geschlechterforschung an Schweizer Universitäten und wissenschaftlichen Institutionen: die Koordinationsarbeit des Netzwerks LIEGE ... 69

TAGUNGSBERICHTE

- Ulrike Bergermann/Claudia Breger/Tanja Nusser: Konferenzbericht: Techniken der Reproduktion, Universität Paderborn 1./2. Dezember 2001. 70
- Birgit Klöpfer/Margret Westerwinter: Die Faszination der „Gabe“ 73
- Karin Klose: Zwischen Dominanz und Empowerment: Machtkonzepte und Geschlechterverhältnisse in Ostasien. Bericht vom 10. Workshop „Geschlechterforschung zu Japan“, 13.12. – 14.12.2001 im Japanisch-Deutschen Zentrum Berlin 74

BUCHBESPRECHUNG

- Steffani Engler: „In Einsamkeit und Freiheit?“ Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur (Rezension: Gudrun Schäfer) 78

VERÖFFENTLICHUNGEN AUS DEM NETZWERK

- Gudrun Lachenmann/Petra Dannecker: Die geschlechtsspezifische Einbettung der Ökonomie: Empirische Untersuchungen über Entwicklungs- und Transformationsprozesse 79
- Irmtraud Fischer: Rut 81
- Steffani Engler: „In Einsamkeit und Freiheit?“ Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur 81
- Gisela Ecker/Martina Stange/Ulrike Veder: Sammeln – Ausstellen – Wegwerfen. Zur Einleitung 82
- Heike Brandes/Sigrid Metz-Göckel/Agnes Senganata Münst/Claudia Pauken: Frauenforschung im Zentrum. Europa – BRD – USA. Studie Netzwerk Frauenforschung NRW Nr. 2 83
- Ute Luise Fischer: Frauenarbeit in Transformation. Staatliche Regulation – regionale Arbeitsmärkte – geschlechtsbezogene Deutungen 84
- Cilja Harders: Dimensionen des Netzwerkansatzes – einführende theoretische Überlegungen 84
- Cilja Harders: Das Ende der Strukturkategorie Geschlecht? Empirische Erfahrungen aus Ägypten 84

- TERMINE/ANKÜNDIGUNGEN 85

Editorial

Liebe Leserinnen,

„FrauenForschung in Bewegung. 30 Jahre Frauenforschung - 15 Jahre Netzwerk Frauenforschung“ lautete das Motto unserer sehr gut besuchten Tagung, die wir anlässlich unseres 15-jährigen Bestehens im November letzten Jahre veranstaltet haben. Was Frauenforscherinnen in dieser Zeit bewegten, vor allem aber was sie derzeit bewegt, das können Sie im Schwerpunkt der vorliegenden, dreizehnten Ausgabe unseres Journals nachlesen. Zusammen mit Berichten über „Die neuen Frau im Iran“, „Unternehmensgründungen in Deutschland“, „Frauen- und Geschlechterforschung in der Schweiz“ sowie die Frauenstudien der Universität Dortmund mit dem Projekt „Managing Gender & Diversity“ sowie und den bewährten Rubriken News, Rezensionen und Veröffentlichungen ist uns, so hoffen wir, wieder ein interessantes und informatives Heft gelungen. Wir danken allen Autorinnen für ihre Mitarbeit.

Überwiegend negativ aufgenommen wurde von den Mitgliedern des Netzwerks die im Rahmen der 5. HRG-Novelle Gesetz gewordene Dienstrechtsreform. Als Diskussionsbeitrag hierzu veröffentlichen wir die Stellungnahme des Deutschen Hochschullehrerinnenverbands sowie die Antworten des Bundesministeriums für Bildung und Forschung und von Bundestagsabgeordneten der PDS und der FDP. Insbesondere die Antwort aus dem Bundesbildungsministerium, der Hochschullehrerinnenverband unterschätze bei seiner Kritik an den überzogenen Anforderungen an die JuniorprofessorInnen den „Leistungswillen und die Leistungsfähigkeit des wissenschaftlichen Nachwuchses“ offenbart – so zumindest unsere Einschätzung – mit welcher zynischer Einstellung deutsche Hochschulpolitik inzwischen betrieben wird. Es darf füglich bezweifelt werden, ob die Dienstrechtsreform die erhoffte Verbesserung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit deutscher Hochschulen bewirken wird. Bitter vor allem, dass der in dem Gesetz codifizierte Jugendlichkeitswahn Frauen, die, oft gegen viele Widerstände, ihren Weg zur Professur angetreten und zu einer Habilitation entschlossen haben, nun zu-

mindest tendenziell zur „lost generation“ macht.

24 Millionen Euro hat die Landesregierung (laut Bericht der Frankfurter Rundschau vom 25.2.2002) auf die Schnelle für die Planung des milliardenteuren Transrapid zwischen Düsseldorf und Dortmund (der die Fahrzeit zwischen diesen beiden Städten um ganze 13 Minuten verkürzen soll) locker gemacht – aus einem Haushalt, in dem es noch Ende letzten Jahres angeblich unvermeidbar war, die HWP-Mittel für die Frauenförderung und Frauenforschung um ein Drittel auf 4,5 Millionen Euro zu kürzen. Frauenforschung hat in dieser rot-grünen Landesregierung offenbar keinen hohen Stellenwert mehr, trotz des anhaltenden Engagements vieler Frauen (und einiger Männer) auf mittlerer ministerieller Ebene. Möglicherweise ist dies ja den bisherigen wissenschaftlichen Erträgen der Frauen- und Geschlechterforschung geschuldet. Denn wer ein Projekt wie den Transrapid durchsetzen will, darf tatsächlich der (raumbezogenen) Frauen- und Geschlechterforschung, ihrer Kritik an der herrschenden Verkehrspolitik und ihren Konzepten einer alltagstauglichen (statt geschwindigkeitsvernarrten) Mobilität keinen Raum und keine Stimme geben – die Kontraproduktivität von Projekten wie dem Transrapid würde sonst allzu deutlich. Sollten die Kürzungen für die Frauen- und Geschlechterforschung eine Reaktion darauf sein, dass wir mit unseren Analysen und Konzepten den mainstream unserer jeweiligen Disziplinen schon zu sehr verunsichert haben?

Auf unserem *Workshop am 21. 6. 2002* wollen wir weniger dieser Frage als den Möglichkeiten der Weiterentwicklung unseres Netzwerks und der Förderung der Frauen- und Geschlechterforschung nachgehen. Bereits zugesagt ist ein Bericht von Frau Kaufhold über Stand und Entwicklung der Förderung aus dem HWP. Vorgestellt werden sollen darüber hinaus die Möglichkeiten der EU-Förderung sowie die Zielvereinbarungen, die zwischen dem

Wissenschaftsministerium und einigen Universitäten zur Frauenförderung und Geschlechterforschung abgeschlossen wurden. Vor diesem Hintergrund wollen wir vor allem Möglichkeiten diskutieren, weitere Förderungsquellen zu erschließen. Ein detailliertes Programm wird Ihnen demnächst zugehen, wir bitten jedoch bereits jetzt alle Mitglieder unseres Netzwerks, diesen Termin vorzumerken.

„Die Netzwerkprojekte präsentieren sich“ haben wir als Motto für unsere diesjährige Herbsttagung vorgesehen. Wir wollen darin eine Zwischenbilanz über die Ergebnisse der Forschungsprojekte des Netzwerks, insbesondere der aus dem HWP geförderten Projekte, ziehen und sowohl den Beitrag der Projekte zur Weiterentwicklung des mainstream der jeweiligen Disziplin als auch deren inter- und transdisziplinären Aspekte aufzeigen. Kolleginnen, die auf dieser Tagung über ihr Projekt berichten wollen, bitten wir schon jetzt, sich bei der Koordinationsstelle zu melden.

Unser Netzwerk ist weiter gewachsen. An der Fachhochschule Bielefeld, Abt. Minden wurde nach langen Jahren die Professur „Architektur, Planungstheorie und Projektsteuerung unter besonderer Berücksichtigung der Rolle der Frau im Baubetrieb und Handwerk“ mit Prof. Dipl.-Ing. Bettina Lautz besetzt. An der Gerhard-Mercator-Universität in Duisburg wurde (an Stelle der im Zuge des Qualitätspakts zusammen mit dem gesamten Fach gestrichenen Professur „Feministische Philosophie“) eine neue Netzwerkprofessur „Erziehungswissenschaft / Weiterbildung, insbes. Frauenbildung“ eingerichtet und mit Prof. Dr. Anne Schlüter besetzt. Die Professur „Biologische und ökologische Grundlagen der Gesundheitswissenschaften unter besonderer Berücksichtigung geschlechtsspezifischer Aspekte“ an der Universität Bielefeld wurde mit Prof. Dr. Claudia Horn-

berg wiederbesetzt. Darüber hinaus sind die Kolleginnen Prof. Dr. Silvia Denner, FH Dortmund, Prof. Dr. Helma Lutz, Universität Münster, Prof. Dr. Gabriele Mentges, Universität Dortmund und Prof. Dr. Sabine Scheffler, FH Köln dem Netzwerk als assoziierte Netzwerkprofessorinnen beigetreten. Wir begrüßen alle neuen Kolleginnen auf das herzlichste. Anne Schlüter und Claudia Hornberg präsentieren ihre Arbeits- und Forschungsschwerpunkte in dieser Ausgabe des Journals (Seite 11-13), die Anderen hoffen wir in einer der nächsten Ausgaben vorstellen zu können.

Die Nummer 2 der „Studien Netzwerk Frauenforschung NRW“ ist erschienen: Heike Brandes, Sigrid Metz-Göckel, Agnes Senganata Münst und Claudia Pauken berichten darin unter dem Titel „Frauenforschung im Zentrum. Europa – BRD – USA“ über eine Internetrecherche zur Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung an Universitäten“. (siehe Seite 83 sowie den Beitrag von Sigrid Metz-Göckel Seite 31-39). In der Reihe „Studien Netzwerk Frauenforschung NRW“ (die mit dem Forschungsbericht des Netzwerks für das Jahr 2000 eröffnet wurde) sollen Forschungsergebnisse aus dem Netzwerk (nicht aber Dissertationen oder Examensarbeiten) veröffentlicht werden. Interessierten Kolleginnen senden wir gerne unser Merkblatt zu.

Dr. Beate Kortendiek wird - zu unserer großen Freude - ihre Arbeit in der Koordinierungsstelle voraussichtlich zum 01.06.2002 wieder aufnehmen. Wir bedauern sehr, dass dies das Ausscheiden ihrer engagierten und tüchtigen Vertreterin, Dipl.-Ing. Susanne Linnebach nach sich zieht. Auf die eine oder andere Weise wird Susanne Linnebach jedoch sicher auch in ihrer neuen Stelle bei der Stadt Dortmund dem Netzwerk verbunden bleiben.

Wir wünschen eine gewinnbringende Lektüre des Journal Nr. 13
Ihre Koordinatorinnen



Dipl.-Ing. Susanne Linnebach



Prof'in Dr. Ruth Becker

Dienstrechtsreform (5. HRÄndG)

Stellungnahme des Deutschen Hochschullehrerinnenbundes (DHB e.V.) zur 5. HRG–Novelle

Am 20.2. wandte sich der Deutsche Hochschullehrerinnenbund e.V. mit einer kritischen Stellungnahme zu der 5. Novellierung des Hochschulrahmengesetzes an die Bundesministerin für Bildung und Forschung Edelgard Buhman sowie an die bildungspolitische SprecherInnen aller Parteien. Bei Redaktionsschluss, fünf Wochen später, lagen Antworten des Ministeriums, der PDS und der FDP vor. Wir veröffentlichen das Schreiben des DHB und Auszüge aus den Antwortbriefen

Sehr geehrte Frau Ministerin,

der Deutsche Hochschullehrerinnenbund e.V. ist als Fachverband nicht über den Referentenentwurf zur 5. Novelle des HRG informiert worden. Wir haben erst durch Presseveröffentlichungen und eigene Recherchen via Internet den Wortlaut zu einem Zeitpunkt zur Kenntnis nehmen können, als der Entwurf bereits die Ausschüsse und den Bundestag passiert hatte.

Hiermit möchte ich doch die gute demokratische Praxis anmahnen, Fachverbände frühzeitig in die Diskussion einzubeziehen, um qualitativ und juristisch einwandfreie Rechtssetzungsvorhaben durchführen zu können, die breiten Konsens finden. Wegen dieser verspäteten bzw. durch Ihr Ministerium unterlassenen Information sehen wir uns leider gezwungen, nun Einsprüche zu formulieren und um Einarbeitung in den Entwurf zum 6. HRÄndG zu ersuchen.

Es wird in Zukunft kaum noch möglich sein, wegen der Konkurrenz zwischen HRG und TzBfG, Personen einzustellen, die an Einrichtungen außerhalb von Universitäten eine Promotion bereits begonnen oder abgeschlossen haben. Genauso wenig haben außerhalb der Universität Habilitierte noch eine Chance, eine Anstellung direkt an der Universität oder in Drittmittelprojekten zu erlangen. Als Anlage zu diesem Schreiben finden Sie

deshalb eine Stellungnahme des DHB e.V. zum 5. HRÄndG, die zugleich unsere Forderungen für die 6. Novellierung des HRG enthält. Wir senden diese Stellungnahme ebenfalls den Wissenschaftsausschüssen der im Bundestag vertretenen Parteien zu. Mit freundlichen Grüßen

Prof. Dr. Dorothea Beutling
(l. Vorsitzende)

Anlage:

Stellungnahme des Deutschen Hochschullehrerinnenbundes e.V. zur 5. Novellierung des Hochschulrahmengesetzes (5 HRÄndG)

In tiefer Sorge über die absehbaren Auswirkungen der fünften Novelle des Hochschulrahmengesetzes für die deutschen Hochschulen und die akademische Ausbildung insgesamt wenden wir uns an Sie mit der dringenden Bitte, das Gesetz durch eine 6. Novellierung den Erfordernissen anzupassen. Wir sind der Auffassung, dass die 5. Novelle keineswegs "die Leistungs- und Innovationsfähigkeit unseres Wissenschafts- und Forschungssystems" stärken wird, wie es in der Begründung zum neuen Gesetz

heißt, sondern ganz im Gegenteil eine Minderung der Qualität in der Lehre und eine nicht hinnehmbare Behinderung der Forschung bewirken wird. Außerdem bewirkt es eine Benachteiligung von Frauen mit Kindern, die oft auf Teilzeitstellen beschäftigt sind. Erlauben Sie uns, auf die wichtigsten absehbaren negativen Auswirkungen aufmerksam zu machen:

1.) Die größere Selbständigkeit, die mit der Einrichtung der Juniorprofessuren erreicht werden soll, entspricht durchaus einer Forderung unseres Verbandes, der seit langem für die Abschaffung der langwierigen Habilitation plädiert (die sich oft mit der Lebensplanung von Frauen nicht vereinbaren ließ). Doch wird im neuen Gesetz einem in der akademischen Lehre noch weitgehend unerfahrenen Nachwuchs die ganze Last einer regulären Professur aufgeladen, ohne dass die Stelleninhaber(innen) auch über die entsprechenden Vorteile (Forschungssemester, Daueranstellung) verfügen. Innerhalb einer begrenzten Zeit von sechs Jahren sollen sie ein (schrittweise) volles Lehrdeputat erfüllen, Studierende prüfen und betreuen, Drittmittel einwerben und in der akademischen Selbstverwaltung tätig sein. Da sie in dieser Zeit außerdem sichtbare Ergebnisse ihrer eigenen Forschung in Form einer Monographie vorlegen sollen, kann man jetzt schon absehen, dass diese Arbeitsüberlastung zu Lasten der Lehre und der Ausbildung der Studierenden gehen wird. Ein großer Vorteil der bisherigen CI-Stellen bestand gerade darin, dass ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Lehre und Forschung bestand und die Stelleninhaber(innen) mit der Hälfte der für die Juniorprofessoren vorgesehenen Lehrverpflichtung qualifizierte und gut vorbereitete Lehrveranstaltungen anbieten konnten, in die die Ergebnisse ihrer Forschung eingingen. Für Frauen wird der akademische Berufsweg durch die zeitliche Beschränkung einerseits und durch die übermäßige Arbeitsbelastung andererseits unattraktiver werden als er ohnehin jetzt schon ist.

2.) Besorgniserregend sind außerdem die zu erwartenden Auswirkungen der in den §§ 57a-d geregelten

Zwölfjahresbefristung der Beschäftigung an einer deutschen Hochschule. Zahlreichen hochmotivierten Wissenschaftler(innen) nimmt man nach einer zwölfjährigen Qualifikationsphase jede Möglichkeit, an einer deutschen Hochschule tätig zu sein, wenn sie nicht innerhalb kürzester Zeit eine Professur oder eine andere Dauerstelle erreicht haben. Dabei wird nicht einmal berücksichtigt, ob die zwölf Jahre in Teilzeitbeschäftigungen erfolgt sind.

Nach §57b (2) werden auf die Zwölfjahresfrist alle Arbeitsverhältnisse mit mehr als einem Viertel der regelmäßigen Arbeitszeit angerechnet. Das ist eine besondere Härte vor allem für Frauen, die wegen Kindern oft reduziert arbeiten! Das Gesetz müsste mindestens so abgeändert werden, dass die Sechs- und Zwölfjahresfristen entsprechend um die Teilzeitbeschäftigungen verlängert werden, so dass z.B. bei 6 Jahren auf einer halben Stelle nur 3 Jahre auf die Frist angerechnet werden.

Die Zwölfjahresbefristung wird aber auch verheerende Konsequenzen für die Forschung haben. Der Verweis in diesem Zusammenhang auf das Teilzeit- und Befristungsgesetz (TzBfG), das weiterhin befristete Arbeitsverträge unter bestimmten Umständen ermöglicht, ist in jeder Hinsicht unbefriedigend. In dem für die Forschung an den Universitäten wichtigsten Bereich, nämlich der Drittmittel, wird auch nach dem TzBfG in Zukunft ein befristeter Arbeitsvertrag nur möglich sein, wenn "hinreichend sichere konkrete Anhaltspunkte für einen endgültigen Wegfall der Drittmittel und des Bedarfs an Arbeitskraft mit dem Auslaufen des Vertrages vorliegen" (gemäß dem Rechtsgutachten zur 5. Novelle des HRGs von Prof. Preis, S. 11). War bisher einzig und allein die Qualität der Forschung der betreffenden Person ausschlaggebend für die Schließung eines befristeten Arbeitsvertrages im Rahmen eines von der DFG (oder andere Sponsoren) bewilligten Forschungsprojektes, so wird das Zustandekommen eines befristeten Arbeitsvertrages im Rahmen eines Drittmittelprojektes von nun an davon abhängen, ob man den vorübergehen-

den Arbeitsbedarf nachweisen kann sowohl in bezug auf das Projekt als auch hinsichtlich der Person, die in diesem Rahmen befristet angestellt werden soll. Die Qualität der Forschung spielt in dieser Regelung keine Rolle mehr. Somit wirkt das Gesetz gegen seinen eigenen Anspruch, mehr Leistungsfähigkeit an den Hochschulen zu fördern, da befristete Arbeitsverträge nach der Rechtsprechung des BAG gerade dann ausgeschlossen sind, wenn das Forschungsgebiet eines Projektes zum ständigen Forschungsbereich eines Instituts gehört (Preis, S. 13).

Wir stellen mit Bestürzung fest, dass es gerade in den wichtigsten, langjährigen Bereichen der Forschung, die das Profil eines Institutes bilden und seine internationale Reputation ausmachen, künftig nicht mehr möglich sein wird, drittmittelfinanzierte Projekte mit erfahrenen Mitarbeitern, die ihre Zwölfjahresfrist an der Universität überschritten haben, in zeitlich befristeten Verträgen durchzuführen! Wir fragen uns, wie der Anspruch des neuen HRGS, die Leistung an den Hochschulen zu steigern, erfüllt werden soll, wenn dasselbe Gesetz das Zustandekommen von wichtigen Drittmittelprojekten in den Forschungsschwerpunkten der Institute verhindert. Es ist schon jetzt abzusehen, dass es Fälle geben wird, in denen die Behinderung der Forschung durch das neue HRG die Frage entstehen lässt, ob das neue HRG überhaupt verfassungskonform ist. Insgesamt sind die zu erwartenden Konsequenzen verheerend: die langjährigen, international anerkannten Forschungsschwerpunkte der Institute werden ausgedünnt, hochqualifizierte Wissenschaftler(innen) an der für die gesamte Bundesrepublik wichtigen Arbeit in innovativen Forschungsprojekten gehindert und in die Arbeitslosigkeit bzw. ins Ausland geschickt, die Leistung der Universitäten insgesamt herabgesetzt.

Die 5. Novelle des Hochschulrahmengesetzes benachteiligt insbesondere Frauen, die wegen Kinderbetreuung nicht berufstätig sind oder deshalb nicht eingestellt wurden bzw. nur in Teilzeit beschäftigt sind und sich notgedrungen ohne Entgelt trotzdem weiterqualifizieren bis zur Promotion.

Diese Jahre ohne Einkommen werden ihnen bei beabsichtigten Einstellungen im Öffentlichen Dienst oder an Universitäten/Hochschulen ebenfalls mit auf die 6- bzw. 12 Jahresfrist angerechnet (s. § 57b). Gleichmaßen soll die Anrechnung von Privatverträgen erfolgen (§57 c), die im Regelfall nur kurzfristig oder stundenweise abgeschlossen werden können. Daraus resultiert eine unsoziale Bewertung von Wissenschaftler(inne)n. Die 5. Novelle des HRG steht in direktem Gegensatz zu den Bemühungen der Länder, mittels Hochschulsonderprogrammen gezielt den weiblichen Nachwuchs in der Hochschule zu fördern. In den nächsten 5-6 Jahren ist noch mit dem Abschluss qualifizierter Habilitationen von Frauen zu rechnen, die dann keine Chancen auf eine Einstellung an den Hochschulen mehr haben, wenn ihnen nicht sofort eine Berufung in eine Professur glückt.

Wir bitten Sie aus diesen Gründen, unser Anliegen sorgfältig zu prüfen und im Rahmen des 6. HRÄnG eine Revision insbesondere der §§ 57a-d, zu veranlassen.

- a) Statt eines bloßen Verweises auf das TzBfG sollte der Text ergänzt werden durch einen eindeutigen Hinweis, dass für zeitlich befristete Drittmittelprojekte weitere Befristungen von Arbeitsverträgen möglich sind.
- b) Es sollten Regelungen aufgenommen werden, die sowohl Juniorprofessuren als auch Habilitationen für einen Übergangszeitraum von etwa 10 Jahren zur Bewerbung um eine Professur alternativ ermöglichen.

**Aus der Antwort des
Ministeriums vom
11.03.2002**

Kein Regelungsbedarf

„(...)

1. Die in der Stellungnahme des Deutschen Hochschullehrerinnenbundes gegen die Juniorprofessur vorgebrachten Bedenken teile ich nicht. Die Einschätzung, Juniorprofessoren werde nicht genügend Zeit bleiben, sich wissenschaftlich durch fundierte Arbeiten weiter zu qualifizieren, unterschätzt den Leistungs-

willen und die Leistungsfähigkeit des wissenschaftlichen Nachwuchses.

(...)

Hinzu kommt: Nach den Feststellungen des Wissenschaftsrates haben sich die Habilitationszeiten ständig verlängert und wird deshalb ein zunehmender Teil der Habilitierenden bis zum Ende ihrer Assistentenzeit nicht mit dem zweiten Buch fertig. Den Missstand gilt es aber ebenso zu beseitigen wie Promotionszeiten von mehr als sechs Jahren.

(...)

2. Zu den Einwänden des Deutschen Hochschullehrerinnenbundes gegen die Neuregelung der befristeten Beschäftigungsverhältnisse –

Die bislang geltenden Befristungsregelungen des HRG, die vom Erfordernis eines Sachgrundes für die Befristung ausgehen, haben sie zum einen als für die Praxis schwer handhabbar und zu wenig flexibel erwiesen. Zum anderen hat die Regelung, dass die Bildungshöchstgrenze von 5 Jahren bei einem Wechsel der Hochschule oder Forschungseinrichtung stets von neuem ausgeschöpft werden kann, de facto ermöglicht, bis zur Pensionierung im universitären Mittelbau in wechselnden Zeitverhältnissen beschäftigt zu sein. Es entsprach allerdings nicht der mit der Schaffung der Befristungsmöglichkeiten verfolgten Intentionen, „wissenschaftliche Projektkarrieren“ mit erhöhter beruflicher und sozialer Unsicherheit zu ermöglichen. Eine befristete Beschäftigung sollte und soll vielmehr nur solange erfolgen, bis eine abschließende Beurteilung der Qualifikation und der Eignung des wissenschaftlichen Mitarbeiters für das Aufrücken in eine höhere Funktion möglich ist.

In Deutschland – wie im Bereich der gesamten europäischen Union – sind unbefristete Arbeitsverhältnisse der Normalfall der Beschäftigung und sollen dies aus grundsätzlichen sozialpolitischen Gründen auch in Zukunft bleiben.

(...)

ein befristeter Arbeitsvertrag aus Drittmitteln ist deshalb weiterhin grundsätzlich zulässig, wenn mit einer Sicherheit vom Ende der Forschungsarbeit und des dadurch bedingten Personalnahmehöchstbedarfes

des Arbeitgebers am Ende des Projektes auszugehen ist.

(...)

Ich freue mich, wenn Ihnen diese Hinweise hilfreich sind. Mit freundlichen Grüßen
Ralf Birle

Anmerkung der Redaktion (des DHB-Rundbriefs):

Für die Änderungsvorschläge des DHB besteht nach Aussage des Ministeriums „kein Regelungsbedarf“. Auf die frauenspezifischen Schwierigkeiten der Karriereplanung nach dem neuen HRG, auf die der DHB in seiner Stellungnahme nachdrücklich hingewiesen hatte, nimmt Herr Birle in seinem Antwortschreiben keinen Bezug.

**Aus der Antwort von MdB
Ulrike Flach, FDP vom
12.03.2002**

„Buhlman- Opfergeneration“

Die FDP hat „gegen die Änderung des Hochschulrahmengesetzes gestimmt, obwohl wir prinzipiell eine Modernisierung unseres Hochschuldienstrechtes für dringend erforderlich halten.“

Die nun eintretenden katastrophalen Auswirkungen auf wissenschaftliche Mitarbeiter in befristeten Arbeitsverhältnissen waren vorauszusehen. Hier entsteht eine „Buhlman-Opfergeneration“, die die Bemühungen, den Hochschulstandort Deutschland attraktiver zu machen, konterkarieren wird.“

**Aus der Antwort von MdB
Maritta Böttcher, PDS vom
04.03.2002**

„Vertrauensschutz“

Maritta Böttcher, Mitglied des Deutschen Bundestages

„...Allerdings pocht die PDS darauf, den rechtsstaatlichen Vertrauensschutz von Betroffenen zu gewährleisten. Hochschulen und Forschungseinrichtungen, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler dürfen nicht über Nacht mit einer neuen Rechtslage konfrontiert werden.“

Die PDS macht daher folgenden Vorschlag für eine Übergangsbestim-

Kontakt und Information:
DHB e.V. Vorsitzende:
Prof. Dr. Dorothea
Beutling
FU Berlin
Institut für Fleischhygiene und -technologie
Philippstr. 13
10115 Berlin
Tel.: 030-2093 6011,
-6410
Fax: 030-2093 6017
e-mail:
webmaster@deutscherhochschullehrerinnenbund.de
www.DeutscherHochschul
lehrerinnenbund.de

mung. Auf die Befristungshöchstdauer von 12 Jahren dürfen Zeiten aus Beschäftigungsverhältnissen vor Inkrafttreten des neuen Rechts nur eingeschränkt angerechnet werden: Für Beschäftigungszeiten bis zur Promotion darf keine Anrechnung erfolgen, soweit es sich um eine Anstellung als wissenschaftliche Hilfskraft gehandelt hat; für Beschäftigungszeiten nach der Promotion darf überhaupt keine Anrechnung erfolgen. Darüber hinaus fordert die PDS einen Rückzug

des Staates aus der einseitigen Regulierung der Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen des wissenschaftlichen Personals: Wie in anderen Branchen muss dies auch im Wissenschaftsbereich wieder zur Sache der Tarifpartner werden.

Ich hoffe, dass wir mit unseren parlamentarischen Initiativen Ihrem Anliegen entsprechen konnten.

Mit freundlichen Grüßen

Maritta Böttcher“

Quelle: Die Stellungnahme des Deutschen Hochschullehrerinnenbundes e.V. sowie die Antworten des Ministeriums, der PDS und der FDP wurden dem Rundbrief 1/2002 des DHB e.V., S. 3 – 8 entnommen.

Netzwerkprofessorinnen stellen sich vor: Prof. Dr. phil. Anne Schlüter

Erwachsenenbildung/Weiterbildung, insbesondere Frauenbildung

Prof. Dr. phil. Anne Schlüter ist seit dem WS 2001/02 Professorin im neu eingerichteten Diplom-Pädagogik Studiengang Erwachsenenbildung/ Weiterbildung im Institut für Erziehungswissenschaft der Fakultät Gesellschaftswissenschaften an der Universität Duisburg.

Nach einer beruflichen Ausbildung in Oldenburg und einer beruflichen Tätigkeit in Hannover studierte ich Diplom-Pädagogik mit dem Schwerpunkt Erwachsenenbildung in Köln. Während des Studiums und danach war ich Dozentin in der politischen Erwachsenenbildung der Friedrich-Ebert-Stiftung. Meine erste Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin fand ich im Sonderforschungsbereich "Wissen und Gesellschaft im 19. Jahrhundert" an der Ruhr-Universität-Bochum. Meine Dissertation beschäftigt sich mit den Möglichkeiten von Bildung und Ausbildung von Mädchen und Frauen zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Ein historischer Forschungsschwerpunkt, der im Laufe der Zeit Kontinuität erhielt. Von 1990 bis 1994 war ich wissenschaftliche Mitarbeiterin am Hochschuldidaktischen Zentrum der Universität Dortmund. Während der Vertretung 1995 und 1996 an der Universität Hildesheim erhielt ich im November 1996 im Fachbereich Erziehungswissenschaft der Universität Dortmund meine Privat-Dozentur mit der Lehrbefugnis Erziehungswissenschaft/ Bildungsforschung. Vom WS 1996/97 bis zum WS 1998/99 übernahm ich die Lehrstuhlvertretung Berufspädagogik im Fachbereich 13 der Universität Dortmund, anschließend vertrat ich für vier Semester die C4-Professur Arbeits- Berufs- und Wirtschaftspädagogik an der Universität Giessen. In Forschung und Lehre konnte ich - gleich wo engagiert - die Frauenfrage immer stellen: als Perspektive und meistens für Freude an der Arbeit gesorgt.

Wissenschaftspolitische Aktivitäten

1980 bis 1995:

Mitbegründerin und Mitglied des "Arbeitskreises Wissenschaftlerinnen von Nordrhein-Westfalen"

1987:

Erstellerin der ersten Dokumentation zur Frauenforschung in NRW

1985 bis 1995:

Vorsitzende des Vereins Wissenschaft und Frauenbewegung und des Rhein-Ruhr-Instituts für Frauenforschung (RIFF), Organisatorin zahlreicher Tagungen zur Frauenforschung

1990 bis 1996:

Mitarbeit im Vorstand der Kommission Frauenforschung und später der

1998 bis 2000:

Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE)

1994 bis 2002:

Mitherausgeberin der Reihe "Einführung in die Frauenforschung" im Deutschen Studien-Verlag

1992 bis 2002:

Mitherausgeberin der historisch-feministischen Zeitschrift "metis"

Forschungsschwerpunkte

Bildungs- und Ausbildungsgeschichte, Biographieforschung, Vorbilder und Geschlecht, Bildungsaufstiege

Kontakt und Information:
Prof. Dr. Anne Schlüter, Fakultät für Gesellschaftswissenschaften, Institut für Erziehungswissenschaft an der Gerhard-Mercator-Universität Duisburg, Lotharstraße 65, LE 220, 47057 Duisburg, Tel.: 0203/379-2440 - Fax: 0203/5077
e-mail: schlueter@uni-duisburg.de

von Töchtern aus bildungsferner Herkunftskultur, Frauenbildung, Frauenstudium und Wissenschaftsgeschichte von Frauen, Generationenbeziehungen, Erfahrung und Biographie

Schwerpunkte in der Lehre

Berufspädagogik, Frauen in Ausbildung, Beruf und Weiterbildung, Berufsorientierung von Mädchen, Mädchen in gewerblich-technischen Berufen, Bildungsgeschichte von Mädchen und Frauen, Sozialisationstheorien, Didaktik und Methodik der Erwachsenenbildung, Beratung in der Erwachsenenbildung, Bildungsbiographien, Methoden der Biographieforschung

Ausgewählte Veröffentlichungen

Die Konstruktion von Normalität in biographischen Übergangspassagen von Frauen. In: metis Nr. 19/2001, S. 78-88.

Doris Lemmermöhle/ Dietlind Fischer / Dorle Klika / Anne Schlüter (Hrsg.): Lesarten des Geschlechts. Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Opladen 2000.

Anne Schlüter: "Vorbilder haben (k)ein Geschlecht". Frauenbildung im Generationenverhältnis. In: Kilian / Komfort-Hein (Hrsg.): GeNarratio-

nen. Variationen zum Verhältnis von Generation und Geschlecht. Tübingen 1999, S.130-153.

Anne Schlüter. Bildungserfolge. Eine Analyse der Wahrnehmungs- und Deutungsmuster und der Mechanismen in Bildungsbiographien. Opladen 1999.

Anne Schlüter (Hrsg.): Bildungsmobilität. Studien zur Individualisierung von Arbeitertöchtern in der Moderne. Weinheim 1993.

Anne Schlüter (Hrsg.): Arbeitertöchter und ihr sozialer Aufstieg. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und sozialer Mobilität. Weinheim 1992.

Anne Schlüter (Hrsg.): Pionierinnen - Feministinnen - Karrierefrauen? Zur Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland. Pfaffenweiler 1992.

Schlüter/ Roloff/Kreienbaum (Hrsg.): Was eine Frau umtreibt. Frauenbewegung - Frauenforschung - Frauenpolitik. Pfaffenweiler 1990.

Anne Schlüter/Ingeborg Stahr (Hrsg.): Wohin geht die Frauenforschung? Köln 1990.

Anne Schlüter (Hrsg.): Quellen und Dokumente zur Geschichte der gewerblichen Berufsbildung von Mädchen. Köln/ Wien 1987.

Anne Schlüter/ Annette Kuhn (Hrsg.): Lila Schwarzbuch. Zur Diskriminierung von Frauen in der Wissenschaft. Düsseldorf 1986.

Netzwerkprofessorinnen stellen sich vor: Prof. Dr. Claudia Hornberg

Prof. Dr. Claudia Hornberg, Diplom-Biologin und Diplom-Ökologin, ist seit November 2001 Netzwerkprofessorin für das Arbeitsgebiet „Biologie und Ökologie in den Gesundheitswissenschaften“ an der Universität Bielefeld

Wissenschaftlicher Werdegang

Claudia Hornberg hat Biologie und Ökologie an den Universitäten Bochum und Essen studiert. Nach Abschluss der naturwissenschaftlichen Studiengänge beschäftigte sie sich im Rahmen Ihrer Tätigkeiten als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Essen und später am Institut

für Umwelthygiene (Düsseldorf) mit den anthropogenen Veränderungen der Ökosphäre und den Auswirkungen der Umweltbelastungen auf die menschliche Gesundheit. Die Interaktionen von Mensch und Umwelt unter besonderer Berücksichtigung der ökosystemaren Zusammenhänge (z. B. Schadstoffanreicherung in der Nahrungskette) sowie darauf aufbauend die Gesundheitsvorsorge und die Ent-

wicklung von Präventivansätzen (Gesundheitsschutz, Gesundheitsförderung) waren Schwerpunkte dieser Arbeiten. Nach Abschluss des Studiums der Humanmedizin in Düsseldorf war Claudia Hornberg als Fachärztin für „Hygiene und Umweltmedizin“ und Leiterin der Umweltmedizinischen Koordinationstelle am Universitätsklinikum Münster in der interdisziplinär ausgerichteten Patientenbetreuung tätig, die sich mit der Beratung und Versorgung von Patienten beschäftigte, deren Beschwerden auf Umwelteinflüsse zurückgeführt wurden.

Die Arbeitsinhalte der derzeit geplanten Forschungsarbeiten beschäftigen sich daher u. a. mit der Identifizierung, der Risikocharakterisierung und -abschätzung von physikalischen, chemischen und biologischen Agenzien in den verschiedenen Umweltmedien (Wasser, Boden, Luft, Lebensmittel, technische Systeme) und Lebensbereichen, der Aufklärung schädigender Fremdstoffwirkungen sowie insbesondere der Identifikation besonders empfindlicher Bevölkerungsgruppen.

Forschungsschwerpunkte

1) Umwelt und Gesundheit

Der Arbeitsbereich befasst sich mit den direkten und indirekten Gesundheitseinflüssen von physikalischen, chemischen und biologischen Agenzien in unterschiedlichen Umwelt- und Lebensbereichen, auf die der Einzelne durch sein persönliches Verhalten nur bedingt Einflussmöglichkeiten hat. Insbesondere durch die Industrialisierung und zunehmende Urbanisierung wurden und werden die Lebensgrundlagen durch neue Substanzen belastet. Ihre Akkumulation im Boden, im Wasser, in der Luft sowie in den Organismen hat vielfältige Folgewirkungen innerhalb einzelner Glieder der Nahrungskette und auch für den Menschen.

Arbeitsinhalte sind u.a. die Identifizierung potenzieller Schadstoffe in den verschiedenen Umweltmedien, die Risikocharakterisierung und -abschätzung von Belastungen mit biologisch aktiven Schadkomponenten und unbelebten Schadstoffen in Hinblick auf die Entstehung von akuten und chronischen Erkrankungen sowie die

Entwicklung von Präventions- und Kontrollstrategien (Risikominimierung und Risikomanagement).

2) Identifikation besonders gefährdeter Bevölkerungsgruppen

Um die nur begrenzt zur Verfügung stehenden Ressourcen gezielt für Präventionsmaßnahmen einsetzen zu können, ist eine möglichst genaue Bestimmung der kausalen Kette zwischen Expositionen (bzw. Risikofaktoren) und Erkrankungen erforderlich. Unter besonderer Berücksichtigung individueller Gegebenheiten (Disposition) und der individuellen Empfindlichkeit (Suszeptibilität) sollen die Beziehungen zwischen alters- und geschlechterspezifischen Faktoren und umweltbedingten/ -beeinflussten Erkrankungen bearbeitet werden.

3) Umwelthygienisches/ -medizinisches Beratungsangebot

Umweltfaktoren werden zunehmend als Ursachen unterschiedlichster Gesundheitsstörungen diskutiert. Ursächliche Zusammenhänge sind bislang selten wissenschaftlich belegbar. Zudem sind durchgeführte diagnostische und therapeutische Verfahren oft nicht ausreichend validiert. Betroffene Personen können bei umweltmedizinischen Fragestellungen beraten werden. Dabei sollen die Zusammenhänge zwischen Umwelt und Gesundheit aufgeklärt, umweltbedingte Gesundheitsbelastungen verringert und Präventionsstrategien entwickelt werden.

Lehrveranstaltungen

Die Bemühungen um die Integration umwelt- und gesundheitsbezogener Ansätze sind noch recht heterogen. Doch gerade aufgrund ihrer Unterschiedlichkeit können integrative medizinische und technisch-naturwissenschaftliche Ansätze auf eine Reihe von unterschiedlichen Fragestellungen Antworten geben. Ziel der geplanten Lehrveranstaltungen ist es daher, durch die Verbindung ökologischer und gesundheitlicher Ansätze die ökologische Perspektive bei der Bewertung von Umwelteinwirkungen stärker in die Gesundheitsforschung zu integrieren.

Kontakt und Information:
Prof. Dr. Claudia Hornberg
Fakultät für Gesundheitswissenschaften
Universität Bielefeld
Postfach 10 01 31
33501 Bielefeld
Tel. 0521 / 106 4365
E-Mail
claudia.hornberg@uni-bielefeld.de



Prof. Dr. Amy Mazur

Washington State
University, Pullman/ USA –
Die Marie-Jahoda-
Gastprofessorin im WiSe
2001/02

Zum Wintersemester 2001/02 hat die Marie-Jahoda-Gastprofessur für Internationale Frauenforschung wieder eine spannende und hochrangige Kollegin gewinnen können. Wir freuen uns auf den Aufenthalt von Prof. Dr. Amy Mazur von der Washington State University, Pullman/ USA.

Amy Mazur ist eine international bekannte Forscherin in den Bereichen Vergleichende Politikwissenschaft und Politik der Geschlechterverhältnisse. Ihre Schwerpunkte liegen auf dem Vergleich von *Public Policies* und Verwaltung im europäischen Raum.

Amy Mazur hat an der New York University studiert und dort 1992 in Politischer Wissenschaft und *French Studies* promoviert. Derzeit ist sie im *Criminal Justice Program* der Fakultät für politische Wissenschaft der Washington State University als Associate Professor tätig. Amy Mazur ist außerdem Co-Direktorin des *Research Network on Gender, Politics and the State* und forscht im Rahmen dieses Netzwerkes über Gleichstellungspolitiken und -institutionen verschiedener europäischer Staaten. Ihr empirischer Forschungsschwerpunkt ist Frankreich. Aus ihren vielfältigen Forschungsaktivitäten sind zahlreiche Veröffentlichungen hervorgegangen (Auswahl):

- *Theorising Feminist Policy*, London: Oxford University Press, 2001
- *Feminist Comparative Policy: A New Field of Study*, in: *European Journal of Political Research*, 1(1), S. 1-25, 1999
- *Gender Bias and the State: Symbolic Reform at Work in Fifth Republic France*, Pittsburgh: University of Pittsburgh Press, 1995
- *Sexual Harrasment Policy in France: Another Case of French Exceptionalism?*, in: *French Politics and Society*, Spring 1993, S. 12-31

Prof. Mazur wird während ihres Aufenthaltes an der RUB eine wöchentliche Lehrveranstaltung zum Thema „Comparative Gender and Policy“ in englischer Sprache halten, die Interessierten aller Fachrichtungen offen steht. Weiterhin ist für Januar 2002 ein Workshop geplant, der sich mit staatlichen Frauenpolitiken in Europa befassen wird. Genauere Informationen werden zu gegebenem Zeitpunkt bekannt gegeben.

Prof. Dr. Agneta Stark

Linköping University, Linköping/ Schweden, Marie-Jahoda
Gastprofessorin SS 2002

Zum Sommersemester 2002 erwarten wir wieder eine spannende und hochrangige Kollegin als Marie-Jahoda-Gastprofessorin: Wir freuen uns auf den Aufenthalt von Prof. Dr. Agneta Stark von der Universität Linköping in Schweden.

Prof. Dr. Agneta Stark ist Ökonomin und hat derzeit einen Lehrstuhl für „Geschlecht und wirtschaftlichen Wandel“ am Gender Studies Department der Universität Linköping inne. International hat sie sich weit über ihre Disziplin hinaus durch besonders innovative Forschungsarbeiten im Bereich der Geschlechterforschung einen Namen gemacht.

Agneta Stark hat an der Universität Stockholm Jura und Wirtschaftswissenschaften studiert und dort 1980 in Betriebswirtschaft/ Business Administration promoviert. Ihre Forschungsschwerpunkte sind ökonomische Theorien und Geschlecht, Auswirkungen wirtschaftlichen Wandels auf Arbeits- und Lebensbedingungen im internationalen Vergleich, und geschlechtsspezifische Strukturierung bezahlter und unbezahlter Arbeit. Seit 2000 ist sie Vorstandsmitglied der *International Association for Feminist Economics* (IAFFE). Ihre zahlreichen Lehr- und Forschungstätigkeiten im europäischen und außereuropäischen Ausland führten sich auch bereits nach Deutschland, wo sie im Rahmen der Internationalen Frauenuniversität in Hannover den Projektbereich Arbeit mitgestaltete.

Zu ihren wichtigsten englischsprachigen Veröffentlichungen zählen:

- In whose hands? Of work, gender, ageing and care in three EU-countries, Linköping: Linköping University 2002 (zusammen mit Åsa Regnér)
- Obligations, rights and options. A gendered perspective on paid and unpaid work, in: Beyond Equal treatment. Social Security in Changing Europe. Report of Conference of the Irish Presidency of the European Union, 1997
- Bargaining Work and Social Welfare – on Power Structures in the Delivery of Welfare Services, in: Arve-Parès, Birgit (Hg.) Building Family Welfare, Stockholm 1995

Auch außerhalb der Universität hat Prof. Stark ihr Wissen immer wieder zum Einsatz gebracht: 1998 war sie Beraterin der Regierung von Namibia bei der Einführung von Gender Mainstreaming Maßnahmen im nationalen Budget, und sie saß von 1995 – 1998 als Experte im Gleichstellungsausschuss der Schwedischen Regierung. Um der schwedischen Bevölkerung wirtschaftliche Zusammenhänge verständlich zu machen, publiziert sie regelmäßig in Tageszeitungen, konzipierte eine Fernsehserie und hielt Kurse in Erwachsenenbildung. Agneta Stark war Gründungsmitglied des schwedischen Frauennetzwerkes *Support Stockings*, das in den 90er Jahren für die paritätische Repräsentanz von Frauen in politischen Ämtern kämpfte.

Lehrveranstaltung

Prof. Stark wird von Mitte April bis Mitte Juli 2002 in Bochum sein und während ihres Aufenthaltes an der RUB eine wöchentliche Lehrveranstaltung zum Thema „The gendered organization of work in international comparison (Sweden, Germany, Spain)“ abhalten. Diese Veranstaltung findet in englischer Sprache statt und steht Interessierten aller Fachrichtungen offen.

Workshop

Weiterhin ist für Januar 2002 ein Workshop geplant, in dem es um die geschlechtsspezifischen Strukturen von Arbeit im europäischen Vergleich gehen wird. Über die genauere inhaltlichen Schwerpunktsetzung werden wir zu gegebenem Zeitpunkt informieren.

Vorträge

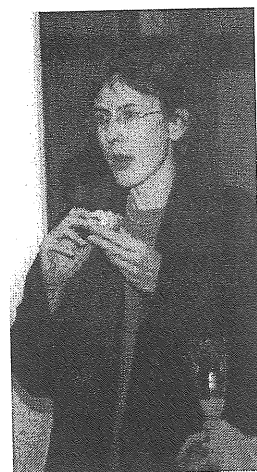
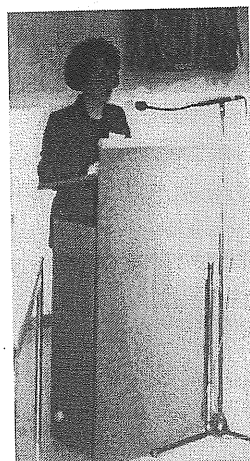
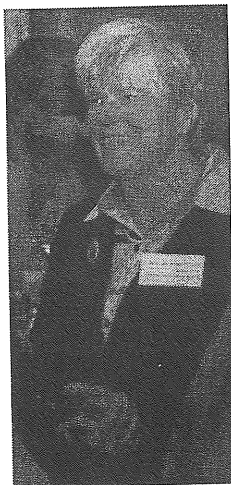
Wie alle anderen Marie-Jahoda Gastprofessorinnen steht auch Agneta Stark während ihres Aufenthaltes interessierten Institutionen für Vorträge (auch im Rahmen von Workshops und Tagungen) zur Verfügung. Bei Interesse wenden Sie sich bitte an nebenstehende Adresse.

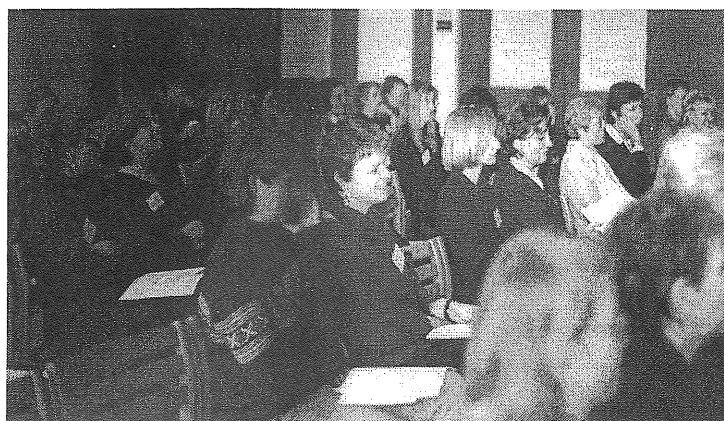
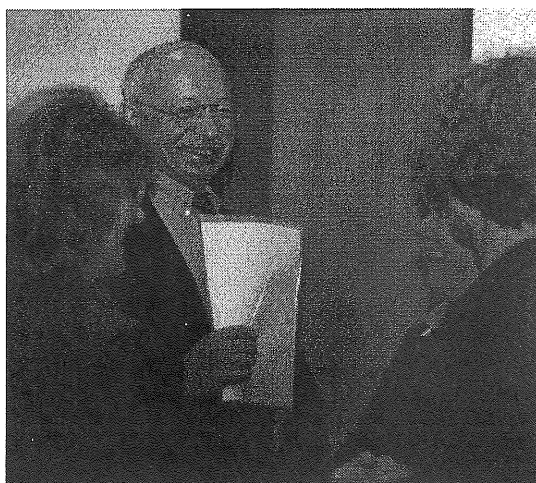
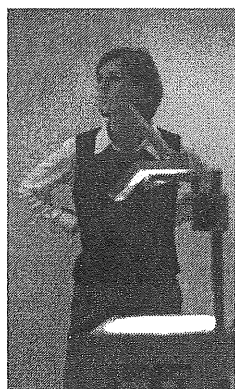
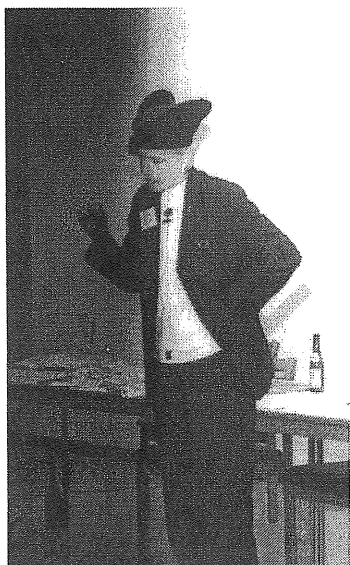
Kontakt und
Information:
Dipl. Pol. Susanne
Zwingel
Kordinatorin der
Marie-Jahoda-
Gastprofessur
Ruhr-Universität
Bochum
Universitätsstr. 150
44780 Bochum
Tel.: 0234-322 2986
[Susanne.Zwingel@ruhr-
uni-bochum.de](mailto:Susanne.Zwingel@ruhr-uni-bochum.de)

FrauenForschung in Bewegung. 30 Jahre Frauenforschung – 15 Jahre Netzwerk

Tagung am 23.11.2001 an der Universität Dortmund, veranstaltet vom Netzwerk Frauenforschung NRW, gefördert durch das Ministerium für Schule, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen

Eindrücke und Momentaufnahmen zur Netz- werktagung im November 2001





Marie-Anne Kaufhold

Grußwort

anlässlich der Tagung des Netzwerks Frauenforschung „Frauen Forschung in Bewegung, 30 Jahre Frauenforschung, 15 Jahre Netzwerk“

Ich freue mich heute an der Tagung des Netzwerks Frauenforschung unter dem Titel „Frauen Forschung in Bewegung, 30 Jahre Frauenforschung, 15 Jahre Netzwerk“ teilnehmen zu können und Beiträge zur Frauen/Genderforschung aus unterschiedlichen Blickwinkeln und mit unterschiedlich gerichtetem Blick zu hören.

Das formulierte Thema dieser „Jubiläumsveranstaltung“ hat klargestellt, dass es dabei sicher um ein Innehalten, um einen Rückblick auf den Prozess der Institutionalisierung des Netzwerkes geht, ebenso wie um den Blick auf die Frauenforschung seit nunmehr ca. 30 Jahren. Zugleich aber, und das wird m.E. zurecht in den Mittelpunkt der Veranstaltung gerückt, stehen Reflexionen, die die Bewegung der Frauenforschung, ihre produktive Unruhe, neuere Entwicklungen, zukünftige Chancen, aber auch zukünftige Fragen und mögliche Barrieren zum Gegenstand haben. Dazu will ich gern aus der Sicht des Ministeriums einige Gedanken beitragen.

Doch zunächst möchte ich Ihnen die herzlichen Grüße von Frau Ministerin Behler überbringen. Sie hat mich gebeten, dies mit dem Wunsch für einen erfolgreichen Tagungsverlauf und vor allem nachhaltigen Erfolg Ihrer weiteren Arbeit zu verbinden.

„Das Netzwerk Frauenforschung trägt erheblich zur Verbreitung der Akzeptanz der Frauenforschung im Wissenschaftskanon bei. Die innovativen Elemente sind die interdisziplinären Kooperationen, die Erweiterung des jeweiligen Fachspektrums um Erkenntnisse und Zugänge aus der Geschlechterforschung bis in die Curricula hinein, wie die internationale Orientierung“... und „Die Hochschulleitungen sind gut beraten, wenn sie diese Chancen der Profilierung erkennen und Genderforschung in ihre Entwicklungsplanungen aufnehmen“. Soweit der Expertenrat in seinem Gutachten im Frühjahr dieses Jahres. Ich denke, diese Einschätzung im Abschlussbericht stellt die Qualität der im Netzwerk etablierten Frauen/Genderforschung heraus und würdigt den innovativen Charakter. Zugleich werden Empfehlungen an die Hochschulleitungen

adressiert, geschlechtsspezifische Fragestellungen in der Forschung verstärkt in den Blick zu nehmen, weil so das Qualitätsniveau in der Wissenschaft angehoben werden kann. Ebenso richten sich die Empfehlungen an die Politik, angemessene Ressourcen bereit zu halten. Angesichts der überaus angespannten Situation der öffentlichen Haushalte ist dies unbestritten eine besondere Herausforderung. Wenn auch – und das ist ein Fortschritt – mit dem in der Bund-Länder-Vereinbarung aufgelegten Fachprogramm Chancengleichheit bis 2003, respektive bis 2006 Frauen/Genderforschung als besonderer Programmschwerpunkt anvisiert ist.

Auf Ebene der EU leistet der von der ETAN-Expertinnenarbeitsgruppe „Frauen und Wissenschaft“ erstellte Bericht „Wissenschaftspolitik in der Europäischen Union – Förderung herausragender Leistungen durch Gender Mainstreaming“ hierzu einen wichtigen Beitrag. Ich zitiere aus der Zusammenfassung *„Eine der wichtigsten Empfehlungen in diesem Bericht lautet, die Gleichstellungsdimension in das Sechste Forschungsrahmenprogramm (sowie in die Programme der Mitgliedstaaten zur Förderung von Wissenschaft und Technik) zu integrieren“* und *„die Bereitstellung von Ressourcen für Netzwerke zur Intensivierung der Kommunikation zwischen Wissenschaftlerinnen.“* Ende des Zitats.

Nun werden sich diese wie andere Empfehlungen nicht ohne Weiteres durchsetzen. Bezogen auf die aktuelle Landesplanung heißt das, Frauen/Genderforschung in Zielvereinbarungen zwischen Hochschulen und dem Ministerium als dem steuernden Instrument künftiger Hochschulentwicklung zu integrieren. Im Diskurs mit allen Beteiligten auf Hochschuleseite wie auf der Seite des Ministeriums muss hierzu noch Viel bewegt werden. Ich weiß aber auch, dass einige Universitäten, wie auch die Universität Dortmund, Frauen- und Genderforschung bereits in ihre Entwicklungsplanung profilbildend aufgenommen haben.

Ich möchte noch auf eine weitere Feststellung des Expertenrats näher eingehen, näm-

lich auf den Hinweis, dass das Netzwerk Frauenforschung ein Projekt darstellt, das zugleich ein Projekt zur Frauenförderung und zur Etablierung von Frauen/Genderforschung in verschiedenen Fachrichtungen ist. Obwohl beide Bereiche klar von einander zu trennen sind, gibt es eine Wechselbeziehung zwischen ihnen, die, wie ich glaube, auch weiterhin unverzichtbar ist. Frauenförderung ist auf Ergebnisse, Analysen und Anstöße aus der Frauenforschung angewiesen. Frauenforschung wiederum wirkt verstärkend in Richtung größerer Präsenz von Frauen in Lehre und Forschung. Das nordrhein-westfälische Netzwerk Frauen/Genderforschung hat hier einen wichtigen Beitrag leisten können und versteht sich – nicht zuletzt auch mit der Gründung eines eigenen Netzwerks Genderforschung wissenschaftlicher Mittelbau – in dieser „doppelten“ Rolle.

Auch ich möchte an dieser Stelle noch einmal kurz auf die Anfänge des Netzwerks zurückblicken.

1986 ist mit der Einrichtung des Netzwerks Frauenforschung durch die damalige Wissenschaftsministerin Anke Brunn die Berufung von Frau Prof. Dr. Kuhn auf den Lehrstuhl Frauengeschichte an der Universität Bonn verbunden gewesen. Ich freue mich sehr Frau Kuhn, dass Sie uns heute in Ihrem Beitrag auf die Spuren der Geschichte des Netzwerkes zurückführen.

Heute gehören zu diesem Netzwerk je nach Zählart 43 eingerichtete Planstellen in den betroffenen Hochschulkapiteln und 17 Stellen für wissenschaftliche Mitarbeiterinnen. Rechnet man aber assoziierte Professuren, Vertretungsprofessuren und den erweiterten Mitarbeiterinnenstamm hinzu, sprechen wir über 52 Professorinnen und über mehr als 60 wissenschaftliche Mitarbeiterinnen. Diese wenigen, statistischen Daten zeigen Bewegung und positive Entwicklung des Netzwerkes, wobei es an dieser Stelle euphemistisch wäre, nicht auch auf Konflikte und Wiederbesetzungsprobleme einzelner Netzwerkprofessuren im Zusammenhang mit Streichungen in Auswirkung des Qualitätspakts zu verweisen. Und es muss auch gesagt werden, dass mit der Einrichtung weiterer Netzwerkstellen nicht zu rechnen ist.

Diese haushaltsbezogene Betrachtung kann jedoch nicht davon abhalten, noch einmal das fachlich breite Spektrum in-

terdisziplinärer Frauenforschung in den Sozial-, Kultur- und Naturwissenschaften herauszuheben. In einer wissenschaftlichen Organisationsform, die sich ihren Weg zum Teil gegen beträchtliche Widerstände der wissenschaftlichen Mainstreampositionen bahnen musste, die aber über Nordrhein-Westfalen hinaus bundesweite Beachtung und erste Nachahmungen gefunden hat.

Erwähnen möchte ich in diesem Zusammenhang drei neu besetzte Forschungsprofessuren in 2000 „Tanzwissenschaften an der Hochschule für Musik“, „Musikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Komposition von Frauen am musikwissenschaftlichen Seminar Paderborn“ und „Gender und Medien an der Kunsthochschule Köln“. Aus den vielfältigen Aktivitäten und Vorhaben, Kooperationen und Forschungsarbeitsgemeinschaften im Netz sei aus besonderem Anlass die seit 1994 an der Ruhr-Universität Bochum eingerichtete Marie-Jahoda-Gastprofessur als fester Bestandteil des Netzwerkes herausgehoben. Dies, weil wir heute auch Gelegenheit haben, einen Vortrag von der derzeitigen Gastprofessorin, Frau Prof. Dr. Amy Mazur, Washington State University, Pulman/USA zu „Chancen und Herausforderung von Gleichstellungspolitikern in Europa“ zu hören.

An dieser Stelle bleibt nicht Gelegenheit auf Projekte der Netzwerkprofessuren im einzelnen einzugehen. Ich freue mich aber auf den von der Koordinationsstelle des Netzwerkes Frauenforschung erstmals herausgegebenen Forschungsbericht 2000 verweisen zu können. Dies möchte ich nicht tun ohne damit gleichzeitig meinen Dank an Frau Professor Becker und Frau Dr. Kortendiek, die diese Arbeit wesentlich unterstützt haben, auszusprechen und, um in der Metapher des Bildes zu bleiben, den entscheidenden Knotenpunkt zur Pflege und – wenn nötig – zur Reparatur des Netzwerkes bilden.

Ihnen allen aber danke ich für die gute konstruktive Zusammenarbeit.

Schließen möchte ich mit einem südamerikanischen Sprichwort, das Hedwig Rudolf in einem Aufsatz zur Berücksichtigung der Geschlechterdimension in den Wirtschaftswissenschaften zitiert hat und wie ich denke nicht nur von Frauen in der Ökonomie zu beherzigen gilt: „Wanderer, hier ist kein Weg; der Weg entsteht im Gehen“.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Prof. Dr. Annette Kuhn

Unserer Geschichte auf die Spur kommen

Liebe Frauen, liebe Festversammlung,

heute ist ein Festtag. Das Netzwerk *Frauenforschung NRW* ist 15 Jahre alt. Grund zum Feiern, Grund sich zu freuen; auch Grund, über die eigene Geschichte, eine Geschichte der erfolgreichen Institutionalisierung und Professionalisierung der Frauenforschung in NRW nachzudenken. Gewiss, unzweifelhaft eine Erfolgsgeschichte. Diese Geburtstagsfeier erfüllt uns zu Recht mit Stolz.

In der Amtszeit der Kultusministerin Anke Brunn spielte das Land NRW dank der Zähigkeit der vielen aktiven widerständigen Frauen an den nordrhein-westfälischen Hochschulen eine Vorreiterrolle in dem mühsamen Prozess der Anerkennung der feministischen Forschung und der Wissenschaftlerinnen an den Universitäten. Zu Recht findet hier in Dortmund, der Heimatuniversität führender Kämpferinnen der ersten Stunde – ich denke hier besonders an Sigrid Metz-Göckel – diese Feier statt. Und mir bereitet es eine besondere Freude, als erste Netzwerkprofessorin hier mit Ihnen als lebendige Verkörperung dieser Wissenschaftsgemeinschaft von forschenden, lehrenden und lernenden Frauen über diese 15 Jahre aus meiner Sicht nachzudenken.

Meine Ausgangsfrage lautet: Wo liegt heute für mich der Maßstab, wenn ich jetzt den Versuch mache, unserer gemeinsamen Geschichte des Netzwerkes am Beispiel meiner eigenen subjektiven Erfahrungen auf die Spur zu kommen? Als im Jahre 1986 mein damaliger Lehrstuhl an der Pädagogischen Hochschule Rheinland, Abteilung Bonn, ein Lehrstuhl für *Didaktik der Geschichte und mittlere und neuere Geschichte*, umgewidmet wurde und die neue, damals sehr ungewohnte und provozierende Bezeichnung *Frauen-geschichte* erhielt, war meine Freude groß. Der heute etwas angestaubte Begriff *Frauengeschichte* war damals für mich und für viele Frauen ein Signalwort, das geradezu vor Innovationsfreudigkeit und Kraft strahlte. Sollte dies eine Täuschung sein? Denn sehr bald begannen harte Jahrzehnte des sehr mühevollen Kampfes um die Anerkennung der frauengeschichtlichen Perspektive in unserer akademi-

schen und öffentlichen Sicht der historisch gewordenen Welt.

Heute nach meiner Emeritierung im Jahre 1999 geht dank der Herbeischaffung von Drittmitteln die frauengeschichtliche Forschung am Lehrgebiet Frauengeschichte der Universität Bonn weiter. Den Lehrstuhl aber mit der Bezeichnung *Frauengeschichte* gibt es nicht mehr. Wo liegt für mich auf diesem Hintergrund der Maßstab, um über meine eigene Wegstrecke im Rahmen des Frauenforschungsnetzwerkes NRW zu urteilen? Haben wir es bei der kurzfristigen Institutionalisierung des Lehrstuhles Frauengeschichte an der Universität Bonn mit einem mit Neugierde zu besichtigenden Überrest einer fernen Anfangsphase der historisch orientierten Frauenforschung in NRW und in der BRD zu tun, mit einer Frühgeburt, die inzwischen von der Entwicklung in der Frauenforschung überholt worden ist? Oder liegen in diesen ersten Anstrengungen einer Geburtsstunde noch Zukunftspotentiale, denen wir heute noch als historisch denkende Frauen auf die Spur kommen sollten? Meine eigene Antwort lautet: Ja. Als Historikerin und als Frauengeschichtsforscherin will ich begründen, weshalb ich auch für die kurze Geschichte der Frauengeschichtsforschung in Bonn von einer Erfolgsgeschichte spreche. Der nahe liegenden Einwand, es handele sich um eine sehr subjektive Einschätzung, ist richtig. Ich lasse aber diesen Einwand nicht als eine Einschränkung meiner Beweisführung gelten. Denn alle historischen Erkenntnisse sind von den eigenen, subjektiven Interessen bestimmt. Ich werde auch nicht der ebenfalls nahe liegenden Frage: "Habe ich in den letzten 13 Jahren als Netzwerkprofessorin etwas falsch gemacht? Bin ich zu stur, zu unnachgiebig gewesen?" nachgehen. Der Maßstab, den ich heute anlege, geht vielmehr aus der historischen Reflexion dieses Weges hervor, aus der Reflexion meiner eigenen Erfahrung in dieser Zeit als Inhaberin des Lehrstuhles *Frauengeschichte* an der Universität Bonn.

Im Rückblick auf die Frauengeschichtsforschung in NRW unterscheide ich drei Phasen: Eine Anfangsphase, die vor unge-

fähr 30 Jahren mit den frauen- und geschlechterpolitischen Aktivitäten und Visionen der 68er-Jahre, der sogenannten neuen Frauenbewegung verbunden ist. Eine zweite Phase, die 13 Jahre als Professorin für Frauengeschichte im Rahmen des Netzwerkes NRW sind eine Zeit meiner Einübung in eine bewusste frauengeschichtliche Wahrnehmung der Gesellschaft, der Vergangenheit und der möglichen Zukunftsperspektiven. Eine dritte Phase, die für mich mit meiner Emeritierung eingesetzt hat und zugleich eine Frucht dieser ersten beiden vorangegangenen Perioden darstellt, ist für mich mit neuen Erkenntnissen im Reich der Frauengeschichte verbunden. Diese drei Phasen sind allerdings nicht in einen linearen historischen Fortschrittsgedanken einzubinden. Sie sind nicht streng voneinander getrennt, vielmehr sind sie miteinander eng verschlungen und bilden im zeitlichen Ablauf eine Spiralbewegung, in der Vergangenes und Zukünftiges immer wieder auf einer neuen Ebene aus den gegenwärtigen Erfahrungshorizonten heraus betrachtet wird. In meiner frauengeschichtlichen Sicht bietet sich für diese drei Phasen das Bild der Schnecke an, die scheinbar langsam, scheinbar sogar im Kreise, scheinbar etwas ziellos sich vorwärts bewegt, die aber in ihren Bewegungen eine Wahrnehmung von Raum und Zeit verkörpert, die umfassender, konkreter, realitätsgerechter und reicher und vor allem allgemeiner, universeller ist als die historische Wahrnehmung in der männlich begrenzten Sicht.

Für diese drei Phasen ist auch ein anderes Bild zutreffend. Die ersten beiden Phasen der frauengeschichtlichen Forschung waren Jahre des Kampfes, der harten Auseinandersetzung um eine veränderte Sicht der Geschichte im Rahmen der institutionellen Zwänge. Anders sieht es für mich jetzt aus, als ich mich frei bewegen kann in den weiten Gefilden der Frauengeschichte. Der Käfig der männlich geprägten Welt hat sich für mich geöffnet.

Für die einzelnen Initiatorinnen des Netzwerkes Frauenforschung NRW und für viele heutige Professorinnen in diesem Netzwerk bedeuten die Erfahrungen der 68er-Jahre, die Forderung nach einer Demokratisierung der westdeutschen Gesellschaft eine Reflexion der eigenen individuellen und deutschen Geschichte. Insgesamt suchten wir nach einer demo-

kratischen Neugestaltung im Bewusstsein eines Lebens nach Auschwitz. Entscheidende Impulse, um die Frauenforschung in NRW zu institutionalisieren, kamen aus diesem historisch begründeten Bewusstsein. In dieser Anfangsphase bedurfte es keiner langen Diskussionen, um die Notwendigkeit der historischen Frauenforschung zu begründen. Vielmehr wurde mit einer gewissen Selbstverständlichkeit historisch im Sinne einer fraueneigengeschichtlichen Forschung gefragt und geforscht. Die Fragen nach den eigenen Vorfahrinnen, nach den Müttern, Großmüttern, den Ahnen gehörte zum allgemeinen Forschungsinteresse von Frauen aus dieser Zeit der Bewegungen. Wie lauteten die Botschaften der Mütter?, so fragten wir alle. Diese historische Frage nach der eigenen Vergangenheit wurde in dieser Anfangsphase auch von theoretischen Fragen begleitet, von der geschichtstheoretischen Diskussion um Haupt- und Nebenwiderspruch zum Beispiel. Wir wussten aber, dass die frauengeschichtliche Dimension und Reflexion unverzichtbar zur sozialwissenschaftlichen Forschung gehöre und dass Frauen eine historische Kraft darstellen, dass Demokratie sich nur als Geschlechterdemokratie, als Anerkennung von Geschlechtergleichheit und Geschlechterdifferenz realisieren lasse. Diese Vorstellungen gehörten alle zu den von der Frauenforschung als eine historisch kritische Sozialwissenschaft angenommenen Annahmen, die evident, selbstredend, selbstverständlich waren in den 70er-Jahren. In dieser Zeit bedurften sie nicht der näheren Begründung, dachten wir doch wiederum wie selbstverständlich in einem interdisziplinären Bezug. Erst in der zweiten Phase der Frauengeschichtsforschung, in der Phase der Institutionalisierung, geriet diese Selbstverständlichkeit unter die Diktate der etablierten universitären Einzeldisziplinen.

Damit komme ich zu der für mich entscheidenden Phase der Frauengeschichtsforschung. Sie begann im Jahre 1986, mit dem zum Teil gelungenen, zum Teil misslungenen Versuch, die Frauengeschichtsforschung an der Universität fest in Lehre, Forschung und in schulische Curricula zu etablieren. Ich nenne diese Phase für mich die Zeit der Einübung in einen doppelten Blick auf unsere Geschichte und Gegenwart, einem frauengeschichtlichen und einem männergeschichtlichen Blick. In dieser Phase entstand meine Wahrnehmung

einer fraueneigengeschichtlichen Perspektive, die erst meinen Blick auf die gesamthistorische Wirklichkeit prägt.

Ich spreche immer wieder von der Notwendigkeit des doppelten Blickes auf unsere Geschichte. Alle, die mich kennen, wissen, dass ich mich mit dieser geschichtstheoretischen Einsicht auf die feministische Historikerin Joan Kelly Gadol beziehe. Sie lehrte mich mit zwei Augen auf die Geschichte zu schauen: Mit einem frauengeschichtlichen Blick, der sich auf das Frauenhandeln, die Frauenpraxen, die frauenbestimmten Normen, die fraueneigene Sprache, die Frauenzeichen und -symbole konzentriert und mit einem zweiten, so genannten allgemeinen, das heißt männerbestimmten Blick, der mich auf die Einschränkungen des Frauenhandelns in patriarchalen Zusammenhängen aufmerksam macht. In der heutigen Terminologie könnte ich hier von einem dekonstruktivistischen Blick auf die Geschichte sprechen. Dieser dekonstruktivistische Blick erfordert jedoch aus meiner methodischen Sicht der Frauengeschichte einen zweiten anderen Blick der historischen Rekonstruktionen aus der schon erwähnten fraueneigengeschichtlichen Perspektivierung. In diesem Sinn spreche ich immer wieder von dem doppelten Blick.

Diese zweite Phase war die Zeit, in der ich ungehörige historische Fragen stellte, Fragen wie zum Beispiel: Wie ist es möglich, dass über 5 000 Jahre unserer Geschichte, einer Geschichte matriarchaler Hochkulturen, einfach als Vorgeschichte weggewischt werden? Wie ist es möglich, dass die halbierte Sicht auf unsere historisch gewordenen Gesellschaften, auf ihre Weltbilder und Begriffe von vernunftbegabten Menschen als die ganze Sicht der Dinge vermittelt werden? Wie ist es für uns möglich, die aufgeklärte männlich halbierte Vernunft als Norm für unseren Vernunftbegriff zu akzeptieren? Wie ist es möglich, dass weiterhin der männlich geprägte Arbeitsbegriff in unseren modernen Sozialwissenschaften unangefochten benutzt wird, um Arbeitsleistungen, die auch Leistungen von Frauen sind, zu messen? Mit diesen ungehörigen Fragen könnte ich lange, lange weiter fortfahren. Sie alle erschließen für mich eine andere Gesamtsicht unserer gemeinsamen Geschichte.

In dieser zweiten Phase brachten meine unordentlichen Gedanken für mich das traditionelle Gebäude der historischen Fakten

und Bewertungen, Periodisierungen und Strukturierungen ins Wanken. Dieses radikale Fragen, dieses tiefer graben bewegte mich und alle die, die im letzten Jahrzehnt gemeinsam mit mir neue Wege suchten, um die akademische Forschung und Lehre auf diese vergessenen Traditionen hinzuweisen. Die Jahre 1986 bis 1989 waren meine entscheidenden Lehrjahre, Jahre der Einübung in einem anderen historischen Denken, während ich mich noch im Käfig der patriarchalen Denkstrukturen bewegen musste. Es waren Jahre der Überraschungen, Jahre in denen ich die patriarchalen Vorurteilsstrukturen plötzlich begriff. Ich wurde immer wieder in Verhandlungen überrascht, wie hartnäckig meine männlichen Kollegen ihre Positionen verteidigten und wie plötzlich stillschweigend diese absurden wissenschaftlichen Konstrukte fallen gelassen wurden. Wollten sie sich nicht blamieren? In diesen Jahren begriff ich die innovative Funktion der Frauengeschichtsforschung, die in alle anderen Wissenschaften hineinragt. Vielleicht begriff ich auch die Ängste der Männer, die glaubten, die Panzer der patriarchalen Denkkonstruktionen nötig zu haben. Diese Jahre der Einübung im doppelten historischen Blick waren Jahre der Entdeckungen, aber auch Jahre der Verletzungen und Jahre, in denen wir als Frauen uns immer wieder untereinander Mut machen mussten, um den eigenen Sinnen, dem eigenen Verstand, den eigenen Augen zu trauen. Ich brauchte immer wieder viel Mut, um mich dieser intellektuellen Herausforderung zu stellen.

Hiermit komme ich zu der dritten Drehung auf meiner Schneckenfahrt in das Reich der Frauengeschichte. Es ist für mich das Reich der Freiheit, in dem ich mich frei ohne Restriktionen in der Frauengeschichte bewegen kann. Gewiss, diese dritte Phase ist die schönste auf diesem langen Weg.

Heute vertraue ich stärker der Macht der Fraueneigengeschichte, der Normierungskraft von Frauen in der Geschichte, ihren Fähigkeiten, Symbole zu schaffen, Sprache hervorzu bringen. Die von mir immer wieder gefürchtete Logik bzw. die verengte Logozenstristik in dem patriarchalen Argumentationsmuster erweisen sich für mich immer mehr als Schimären. Das Wort, die Sprache in ihrer umfassenden Sinnggebung ist für mich weiblich. Mit meiner heutigen Lust an meinen frauengeschichtlichen Entdeckungsreisen stehe ich in gewissem Sinne wieder an meinen Anfängen, an den real-utopischen Träumen, die wir als Frauen der 68er-Bewegung träumten. Ich danke Ihnen, dass Sie mir auf meinem Schneckenweg gefolgt sind. Vielleicht habe ich Ihnen auch den Maßstab

vermitteln können, der für mich zur Beurteilung historischer Bewegungen gilt. Ich habe mit Ihnen meine eigene Erfahrungsgeschichte rekonstruiert. Sie alle werden Ihre eigenen, anderen historischen Erinnerungen haben und andere Daten aufbauen als ich. Für Sie bedeuten die Jahre 1968, 1986, 1999 anderes. Sie stehen in anderen lebensgeschichtlichen Kontexten und in anderen historischen Zusammenhängen. Vielleicht gelingt es Ihnen aber auch, diese andere Bedeutung zu erfassen und damit Ihren eigenen frauengeschichtlichen Kontext in die

große, allgemeine Geschichte einzufügen. Damit komme ich zum Schluss. Es ist der Ratschlag einer alten Professorin, die mit viel Lust und Freude Frauengeschichte innerhalb und außerhalb des institutionellen Rahmens nachging. Trauen Sie Ihrer eigenen Geschichte! Dann wagen Sie es, ihre eigene Geschichte und die Geschichte anderer Frauen selbst zu reflektieren und mit der großen Geschichte zu verknüpfen. Dies hilft uns allen auf unserem Weg in eine frauenbestimmte Zukunft.

Kontakt und
Information:
Prof. Dr. Annette
Kuhn (emeritiert)
Frauengeschichte
Pädagogische
Fakultät
An der Schloßkir-
che 1
Bonn
Tel.: 0228 -
737218
e-mail:
frauengeschichte@uni-
bonn.de

Gudrun Schäfer

Von der Frauen- zur Geschlechterforschung

Überlegungen zum Paradigmenwechsel am Beispiel Medienwissenschaft

Tough Baby

„Einem bestimmten Gestus der Männlichkeit, sei's der eigenen, sei's der anderer, gebührt Misstrauen. Er drückt Unabhängigkeit, Sicherheit der Befehlsgewalt, die stillschweigende Verschworenheit aller Männer miteinander aus. Früher nannte man das ängstlich bewundernd Herrenlaunen, heute ist es demokratisiert und wird von den Filmhelden noch dem letzten Bankangestellten vorgemacht. Archetypisch dafür ist der gut Aussehende, der im Smoking, spät abends, allein in seine Junggesellwohnung kommt, die indirekte Beleuchtung dreht und sich einen Whisky mischt: das sorgfältig aufgenommene Zischen des Mineralwassers sagt, was der arrogante Mund verschweigt: dass er verachtet, was nicht nach Rauch, Leder und Rasiercreme riecht, zumal die Frauen, und dass diese eben darum ihm zufliegen.

Das Ideal menschlicher Beziehungen ist der Klub, die Stätte eines auf rücksichtsvoller Rücksichtslosigkeit gegründeten Respekts. Die Freuden solcher Männer, oder vielmehr ihrer Modelle, denen kaum je ein Lebendiger gleicht, denn die Menschen sind immer noch besser als ihre Kultur, haben allesamt etwas von latenter Gewalttat. Dem Anschein nach droht sie den anderen, deren so einer, in seinem Sessel hingeräkelt, längst nicht mehr bedarf. In Wahrheit ist es vergangene Gewalt gegen sich selber. Wenn alle Lust frühere Unlust in sich aufhebt, dann ist hier die Unlust, als Stolz sie zu ertragen, unvermittelt, unverwandelt, stereotyp zur Lust erhoben: anders als beim Wein, lässt jedem Glas Whisky, jedem Zug an der Zigarre der Widerwille noch sich nachfühlen, den es den Organismus gekostet hat, auf so kräftige Reize anzusprechen, und das allein wird als Lust registriert. Die He-Männer wären also ihrer eigenen Verfassung nach, als was sie die Filmhandlung meist präsentiert, Masochisten. Die Lüge steckt in ihrem Sadismus, und als Lügner erst werden sie wahrhaft zu Sadisten, Agenten der Repression.“
(Theodor W. Adorno, „Minima Moralia“ 1944)

Wissenschaftliche Theorieentwicklung

Nach diesem eindrucksvollen Beleg, dass man(n) sich auch schon Anno 1944 mit Fragen der Konstruktion von sogenannter „Männlichkeit“ beschäftigt hat, möchte ich im Folgenden den für meinen Vortrag zentralen Begriff des „Paradigmas“ erläutern. Anschließend werde ich einige Ansätze aus der Wissenschaftstheorie vorstellen, die

sich mit dem Thema der Entwicklung von Wissenschaften beschäftigt haben.

Ein Paradigma, wörtlich „Vorzeichen“, möchte ich in diesem Zusammenhang definieren als „das in einem bestimmten Wissenschaftsbereich vorherrschende Interpretationssystem“. Thomas Kuhn, der den Begriff in seiner Studie „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ bekannt

gemacht hat, definiert ein Paradigma im weiteren Sinne als „disziplinäres System“. Helmut Seiffert, Wissenschaftstheoretiker schlägt in seinem Handlexikon zur Wissenschaftstheorie vor, ein den Begriff „Paradigma“ schlicht als (Zeit-) Stil zu übersetzen, also Zeit-Stil im Sinne von wissenschaftlichem Denkstil.

Deutlich wird in all diesen Definitionen die starke historische Akzentuierung des Begriffs, der historische Bezug von Paradigmen verweist damit zugleich auf die Relativität der Gültigkeit von wissenschaftlichen Denksystemen. Somit veranlasst uns die Beschäftigung mit dem Thema Wissenschaftsgeschichte dazu, Wissenschaft im Koordinatensystem von historischen, sozialen und kognitiven Bezugspunkten zu verorten.

Eben diese Sichtweise liegt den Untersuchungen von W. Lepenies zugrunde, der darauf hinweist, das wissenschaftliche Entwicklung von drei Faktoren bestimmt wird, anhand derer man auch empirische Studien zur Genese einer Disziplin konzipieren kann. Es sind dies die

- 1) historische Identität
- 2) soziale Identität und
- 3) kognitive Identität

eines Faches. (Felt/Nowotny)

- Historische Identität (lt. Felt/Nowotny): geschichtliche Rekonstruktion eines Faches, z.B. durch Kanonbildungen (dokumentiert in Lehrbüchern, Forschungs-Standardwerken) und Disziplin-Geschichten (z.B. auch als Thema von wissenschaftliche Tagungen etc.)
- Soziale Identität: Institutionalierungsprozess der Fächer, der Modus der Etablierung innerhalb und außerhalb der Universitäten, Gründung von Fachzeitschriften, Tagungen, Preisverleihungen für besondere wissenschaftliche Leistungen innerhalb der spezifischen Disziplin
- Kognitive Identität: Kohärenz, also Zusammenhang von theoretischen und methodologischen Orientierungen, von gemeinsamen Paradigmen und Problemfeldern, Ziel: Abgrenzung gegenüber anderen Fächern.

Erkennbar sind anhand dieser Merkmale die Parallelen zur Geschichte des Netzwerks Frauenforschung, und ich möchte im Folgenden versuchen, Ihnen den Paradigmenwechsel von der Frauen- zur Geschlechterforschung in den Medienwis-

schaften insbesondere unter dem o.g. Aspekt der historischen Identität vorzustellen.

Pluralität von MW/KW – Von der Frauen zur Geschlechterforschung

Das Feld der Medienwissenschaften im weiteren Sinne speist sich aus überaus zahlreichen Quellen, denn nahezu jede Disziplin aus dem sozial- und kulturwissenschaftlichen Bereich befasst sich mit gutem Recht auch mit Fragen der Medienentwicklung oder der Massenkommunikation.

Ich möchte meine Erläuterungen zur Frauen- und Geschlechterforschung jedoch auf zwei wesentliche Strömungen fokussieren, einerseits den Bereich der sozialwissenschaftlich orientierten Publizistik- und Kommunikationswissenschaften, andererseits den Bereich der kulturwissenschaftlich orientierten Medienwissenschaft mit ihren Wurzeln im Spektrum Literaturwissenschaften, Film- und Fernsehwissenschaften.

Die Publizistik und Kommunikationswissenschaft, die sich nach dem zweiten Weltkrieg aus der früheren Zeitungswissenschaft entwickelt hat (vgl. Schäfer 2000), vollzog in den sechziger und siebziger Jahren eine Hinwendung zu sozialwissenschaftlich orientierten Theorien und Methoden. Entscheidend hierfür waren u.a. die us-amerikanische mass communication research, die sich an den Schnittstellen zwischen Politikwissenschaft (Wahl- und Meinungsforschung), Sozialpsychologie und empirischer Sozialforschung mit dem Schwerpunkt angewandte Medienforschung entwickelt hatte (Jahoda, Herzog, Lasswell, Lazarsfeld, Levin). All diese Forschungsfragen und methodischen Ansätze wirkten sich auch auf die Publizistik befruchtend aus, so dass man sagen kann, dass sich in den siebziger Jahren die sozialwissenschaftliche Massenkommunikationsforschung als herrschendes Paradigma durchgesetzt hatte.

Mitte der siebziger Jahre wirkten sich die Bemühungen um eine Gleichstellung der Geschlechter auch in der Bundesrepublik auf die Forschungsagenda der medienbezogenen Fächer aus: unter der Leitung des Juraprofessors Erich Küchenhoff entstand eine erste und bis heute Maßstäbe setzende Untersuchung zum Frauenbild im

Fernsehen (vgl. dazu Küchenhoff 1975, Schäfer 1998 u. 2000).

Gleichzeitig symbolisieren die Fragestellung und der methodische Zugang der Untersuchung der Küchenhoff-Studie den aktuellen Stand der medienbezogenen Frauenforschung in den siebziger und frühen achtziger Jahren: die Forschung konzentrierte sich auf den Bereich der Aussage, d.h. der Medieninhalte und der Kommunikatoren, d.h. der Medienakteure. In Zusammenarbeit oder gar unter alleiniger Verantwortung der Medienpraxis (so z.B. von Frauengruppen oder Frauenverbänden in Rundfunk und Presse) entstanden zahlreiche Untersuchungen zur marginalisierten Situation von Frauen in Medienberufen. In der Aussagenforschung sprachen die Wissenschaftlerinnen davon, dass in den Medien die Frauen in eine „symbolische Nicht-Existenz verbannt“ seien, d.h. dass Frauen auf der Ebene der kulturellen Repräsentation abwesend seien.

Frauenforschung war in dieser Phase auch immer dezidiert politische Forschung, und das binäre Geschlechtermodell wurde zumindest in seiner biologischen Variante nicht in Frage gestellt. Kritisiert wurde die Unterdrückung und Marginalisierung von Frauen in Medienberufen und die diskriminierende Darstellung respective die Nichtbeachtung von Frauen in den Medien.

Zur gleichen Zeit, in den sechziger und siebziger Jahren, entwickelten auch kulturwissenschaftlich orientierte Literatur- und Medienwissenschaftlerinnen Überlegungen zur Repräsentation von Frauen in der Literatur und in den audiovisuellen Medien. Während die Publizistikwissenschaftlerinnen sich tendenziell den Medien Zeitung, Zeitschrift, Radio und Fernsehen widmeten, bezogen sich die Medienwissenschaftlerinnen stärker auf die Bereiche Belletristik, Film und nonfiktionale Angebote im Fernsehen.

Wo die Frauenforschung in der Publizistik mit Befragungen von Journalistinnen und Journalisten arbeitete und Inhaltsanalysen zum Frauenanteil in Presse- und Rundfunkbeiträgen erstellte, fokussierte die kulturwissenschaftliche Frauenforschung die Ausarbeitung feministischer Filmtheorien. In diesen Ansätzen gingen qualitative und sehr differenzierte Einzelinterpretationen von einzelnen Filmen einher mit theoretischen Überlegungen zur Entstehung und Wahrnehmung der Darstellungen von „Weiblichkeit“ im Film.

Oft diente die Psychoanalyse als Bezugsrahmen der entsprechenden Überlegungen.

Spätestens in der Mitte der achtziger Jahre vollzog sich dann in Publizistik- und Medienwissenschaften ein allmählicher Paradigmenwechsel von der Frauen- zur Geschlechterforschung. Geschlecht gleich Gender als soziale Kategorie wurde nicht plötzlich entdeckt, sondern leitete sich aus den vorangegangenen Untersuchungen in einem stetigen, wenn auch nicht immer einfachen Forschungsprozess ab. Sowohl deutsche als auch amerikanische Wissenschaftlerinnen erkannten, dass Geschlecht (so hat es Jutta Röser formuliert) „als eine Kategorie sozialer Struktur sowie als ein System von dualen Symbolisierungen“ (Röser 2001, 8) zu hinterfragen ist.

Geschlecht als in der gesellschaftlichen Praxis immer als selbstverständlich vorausgesetzte und gesetzte Kategorie wurde nun auch in den Kommunikations- und Medienwissenschaften in einem umfassenderen Kontext als bisher betrachtet: angeregt von Judith Butlers provozierenden Thesen und den Erkenntnissen anderer Forscherinnen, dass Geschlecht selbst als biologische Kategorie zunächst uneindeutig und amorph ist und erst durch gesellschaftlich Zuweisungsprozesse als scheinbar eindeutig konstruiert wird, begannen die Medienwissenschaftlerinnen, Prozesse des „doing and constructing gender“ via Medien zu untersuchen.

In der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft ging der Paradigmenwechsel von der Frauen- zur Geschlechterforschung einher mit einem Übergang von der kommunikator- zur rezipientenorientierten Forschung. So stehen nicht mehr die Medienakteure und Bedingungen der Medienproduktion im Vordergrund, sondern Aneignungsprozesse des Publikums, das wissenschaftlich nicht mehr als idealtypischer „Rezipient“ (Singular, männlich) konzipiert wurde, sondern als pluralistische Gruppe, bestehend aus Menschen, die sich unter unterschiedlichen sozialen Bedingungen und mit unterschiedlichen Bedürfnissen den Medien zuwenden. Die Nutzung von Medien wurde somit als komplexer Prozess im Geflecht von kulturellen Aspekten wie Macht, Schicht, Nationalität, Ethnie, Geschlecht und historischer Situation untersucht.

Damit einher ging ein Wechsel auch zu Methoden der qualitativen Sozialforschung und eine verstärkte Aufnahme und wechselseitige Befruchtung mit kulturwissen-

schaftlichen Ansätzen zu Genderforschung.

Die Hinwendung zu interpretativen Methoden sowie die stärkere Beachtung der Pluralität von Aneignungsprozessen in der Publizistik erhöhte die Kompatibilität zu theoretischen Überlegungen der medienwissenschaftlichen Gender Studies. Medieninhalte (z.B. bestimmte Genres) werden nun im Zusammenhang mit den Aneignungsprozessen durch die Publika analysiert. Die Frage der Ver-Körperung von Geschlecht im Sinne eines „Doing Gender“ wird gerade im Zusammenhang mit der Tatsache interessant, dass User des Internet mit ihren Geschlechter-Rollen (im wahrsten Sinne des Wortes) spielen können, indem sie sich als Frau oder Mann ausgeben oder ihr Geschlecht nicht erwähnen. Gerade die letztgenannte Option weist jedoch darauf hin, wie absolut zentral die binäre Zuweisung von Geschlecht in der Praxis immer noch ist: Die Verweigerung der Selbst-Zuschreibung wird häufig von anderen Usern stark sanktioniert, angesichts der Virtualität von Rollen im Netz eine besonders paradoxe Reaktion, und damit im wissenschaftlichen Sinne besonders interessant.

Die zentrale Bedeutung der Frage „Frau oder Mann?“ im Alltagsleben führt auch zu einem der zentralen Kritikpunkte der Frauenforschung an den Gender Studies: Wenn die binäre Codierung der Kategorie „Geschlecht“ in unser aller Wahrnehmung immer noch eine solch zentrale und nicht ignorierbare Rolle spielt, laufen dann nicht die Gender Studies mit ihrer Betonung des performativen Charakters von Geschlechterinszenierungen an den zentralen Macht-Fragen der Gesellschaft vorbei? Können die Erkenntnisse einer De-Konstruktion von Geschlecht überhaupt dazu beitragen, eine andere Geschlechter-Politik in unserer oder gar in anderen Kulturen zu etablieren?

Ich denke, um wissenschaftlich angemessen über die Gründe nachzudenken, warum Frauen diskriminiert werden, ist ein Rückzug auf die „reine“ Frauenforschung nicht mehr möglich: Geschlecht muss als eine umfassende Kategorie betrachtet werden, die die Konstruktionen von sogenannter Weiblichkeit und sogenannter Männlichkeit (im Sinne des o.g. Zitats) beinhaltet. Andererseits müssen die Erkenntnisse der symbolischen Herstellung und Repräsentation von Geschlecht stärker als bisher geschehen mit Fragen der gesellschaftlichen Praxis verknüpft werden: Da

das Merkmal „Frau“ als scheinbar biologische Kategorie immer noch sehr konkrete, empirische messbare Nachteile für die entsprechenden Merkmalsträgerinnen bewirkt (Journalistinnen verdienen im Schnitt 700 DM pro Monat weniger als ihre gleich qualifizierten Kollegen mit gleicher Berufserfahrung), muss die Ebene der konkreten sozialen Diskriminierung, letztlich damit auch die Frage von Macht, wieder pointierter in die Forschungsagenda aufgenommen werden. Bezogen auf Fragen der Medienwissenschaften bedeutet dies, in der Geschlechterforschung Fragen der Rezeption und der Deutungsmacht von Medieninhalten wieder stärker zu verknüpfen mit Fragen von nationaler und internationaler Medienökonomie, Medienrecht, und Medienpolitik.

Kein Zufall vielleicht, dass nur wenige Medienwissenschaftlerinnen Lehrstühle in diesen Bereichen innehaben.

Das Netzwerk Frauenforschung kann dazu beitragen, dass sich die Geschlechterforschung in diesen „harten“ Kernbereichen der Medienwissenschaften stärker entwickeln, entfalten, etablieren und profilieren kann. Die Einrichtung von entsprechenden Forschungsschwerpunkten an nordrhein-westfälischen Universitäten, die Publikation der Forschungsergebnisse sowie die Ausrichtung von Tagungen und last but not least ein funktionierendes Netzwerk von Wissenschaftlerinnen aus verschiedenen Fächern und Politikerinnen sind zentrale Beiträge zum Aufbau der sozialen und kognitiven Identität der Frauen- und Geschlechterforschung in NRW und darüber hinaus.

Literatur

1. „Tough Baby“: Th. Adorno „Minima moralia“ (Original 1944)
2. Ulrike Felt/Helga Nowotny: Wissenschaftsforschung. Eine Einführung. Campus Verlag, FfM 1995.
3. Gudrun Schäfer: Die Kategorie „Geschlecht“ in der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. In: Angelika Cottmann/Beate Kortendiek/Ulrike Schildmann (Hrsg.): Das undisziplinierte Geschlecht. Frauen- und Geschlechterforschung. Einblick und Ausblick. Leske und Budrich: Opladen 2000.
4. Gudrun Schäfer: Zum Zusammenhang zwischen Publikums- und Geschlechterforschung. In: Walter Klingler et al. (Hrsg.): Fernsehforschung in Deutsch-

land. (2 Bände). Nomos Verlag: Baden-Baden 1998.

5. Gudrun Schäfer: Sie stehen Rücken an Rücken und schauen in unterschiedliche Richtungen. Zum Verhältnis von Medienwissenschaft und Publizistik- u. Kommunikationswissenschaft. In: Heinz B. Heller et al. (Hrsg.): Über Bilder sprechen.

Perspektiven und Positionen der Medienwissenschaft. Schüren Verlag: Marburg 2000.

6. Elisabeth Klaus/Jutta Röser/Ulla Wischermann (Hrsg.): Kommunikationswissenschaft und Gender Studies. Westdeutscher Verlag: Wiesbaden 2001.

Kontakt und Information:
Dr. Gudrun Schäfer
Essener Kolleg für
Geschlechterforschung
Universität Essen
45117 Essen
Tel.: 0201-183 4602
e-mail:
gudrun.schaefer@uni-essen.de

MICHIKO MAE

Das neue Paradigma der Transkulturalität und die Genderforschung

Gender Studies haben nicht nur das Wissenssystem der heutigen Welt verändert, sie besitzen auch das Potenzial, unser modernes Kulturverständnis zu verändern. Im folgenden Beitrag soll dies gezeigt werden an dem Übergang von einem identitätsorientierten und nationsbezogenen Kulturverständnis zu dem neuen Paradigma der Transkulturalität. Die Transkulturalität als Verfasstheit der Kultur in der Globalisierung wird tiefgreifende Veränderungen in der modernen Geschlechterordnung bewirken; deshalb muß die neue kulturwissenschaftliche Denkweise gerade in den Gender Studies weiter entwickelt werden. Umgekehrt gilt: Die Sichtweise der Gender Studies kann für die weitere Entwicklung der Kulturwissenschaften eine innovative und motivierende Wirkung haben.

Gender und Nation

Die moderne Genderidentität wurde ebenso wie die moderne kollektive Identität im Zusammenhang mit dem nation-building-Prozess begründet. Das, was ein Kollektiv ausmacht, sind weniger die gemeinsamen Eigenschaften als vielmehr das Bewußtsein einer gemeinsamen Identität. Die hierarchische Genderordnung hat eine zentrale Funktion im Prozeß der Identitätsbildung und der Reproduktion eines Kollektivs. Frauen bekommen die Identität der Reproduzierenden zugeschrieben, und damit werden ihre Fähigkeiten und Aktivitäten „privatisiert“ und auf die Lebenssphäre der Reproduktion beschränkt. Zugleich aber werden sie zu symbolischen Trägerinnen der kulturellen Identität eines Kollektivs gemacht. Durch diese ihnen übertragene Symbolfunktion wird ihnen einerseits die Verantwortung dafür aufgezwungen, das Kollektiv über die Zeit zu reproduzieren, andererseits werden sie an der Identifizierung und Solidarisierung mit anderen, nicht zum Kollektiv gehörenden Frauen gehindert. Diese Zusammenhänge sollen nun kurz mit Bezug auf Japan skizziert werden.

Die historische Genderforschung hat gezeigt, dass die theoretischen Konzeptualisierungen von Nation und Geschlechterdifferenz eine strukturelle Übereinstimmung aufweisen. Diese Übereinstimmung liegt v.a. darin, dass beide Konzepte, Nation und Geschlecht, im Modernisierungsprozess zu integrativen Leitbegriffen gemacht wurden, die in der ausdifferenzierten Industriegesellschaft eine zugehörigkeits- und identitätsstiftende Funktion haben sollten. Frauen waren sowohl in bezug auf die Integrations- wie auch die Differenzposition in den Prozess der Bildung des Nationalstaats einbezogen. In einem Zusammenspiel von Ausschluss und Integration wurde ihnen ein „Identifikationsangebot“ gemacht, ohne dass ihnen die vollen politischen Rechte zugesprochen werden mussten. Es war deshalb für die Entwicklung moderner Nationalstaaten wie Japan und Deutschland wichtig, dass durch die Idee der Nation nach dem (Vor-) Bild der Familie die Zugehörigkeit nicht nur über Rechte, sondern auch über spezifische Abhängigkeiten, Verantwortungen und Pflichten bestimmt werden konnte. Die „Expandierung der

Familie zur nationalen Familie“ ermöglichte zwar den Frauen bestimmte Partizipationsforderungen, diese wurden jedoch nicht „im Paradigma der bürgerlichen Freiheitsrechte“ formuliert, sondern geschlechtsspezifisch „in bezug auf ihre Qualität und ihren kulturellen Nutzen für die Gemeinschaft“, und das hieß für die Frauen vor allem: nach dem „Programm der Mütterlichkeit“.

In der Debatte der japanischen Aufklärer der frühen Modernisierungsphase über die Emanzipation der Frauen ging es um die neue Strukturierung der Genderordnung für die Bildung einer modernen Nation, in der den Frauen die zentrale Aufgabe als „Stifterin“ einer neuen nationalen Identität und als deren „Bewahrerin“ zukommen sollte. Ihre wichtige symbolische Bedeutung, wie auch ihre hohen moralischen Verpflichtungen gingen daraus hervor, dass sie die Nation und deren kulturelle Identität reproduzierten. Auf Japanisch heißt Vaterland wörtlich „Mutterland“ (*bokoku*), und es wurde mit der Mutter identifiziert. Deshalb unterlagen Frauen strengen moralischen Kontrollen und durften nicht „beschmutzt“ werden. Um die natürliche Mutter-Kind-Beziehung für die Bildung der nationalen Identität benutzen zu können, wurde sie auf das Verhältnis zwischen dem Meiji-Kaiser und dem Volk als Vater und Kinder projiziert. 70 Jahre später war die Nation bereit, für den Kaiser zu sterben; dass die meisten jungen Soldaten vor dem Tod an ihre Mutter dachten, zeigt die Bedeutung der Mütter für die kulturelle Identität der Nation.

Die eigenen Frauen zum symbolischen Kern der kulturellen Identität zu machen, fremde Frauen dagegen z.B. im Krieg vergewaltigen zu können, ist eine Folge der Doppelstruktur des Patriarchats. Auch im modernen Japan der Vorkriegs- und Kriegszeit wurden die eigenen Frauen als Mütter der Nation behandelt, die fremden Frauen der zu unterwerfenden Länder aber als potenzielle Prostituierte. So wurde im Fall der *jūgunianfu* (Zwangsprostituierung koreanischer Frauen durch das japanische Militär im Zweiten Weltkrieg) die Vorstellung, das zu erobernde Land als Frau zu sehen, nicht nur als Metapher benutzt, sondern fremde Frauen wurden tatsächlich vergewaltigt und erniedrigt, auch um die kulturelle Identität der Feinde zu brechen – im doppelten Sinn des Wortes. Und dieser Vorgang wurde von den koreanischen Männern auch so verstanden. Sie

verschwiegen ihn oder betrachteten ihn als Schande für die betroffene Familie und später als Verletzung des nationalen Stolzes, also ihres kulturellen Identitätsbewusstseins. Für die Koreanerinnen, die ganz nach der konfuzianischen Moral erzogen worden waren, kam der Vorgang dem Tod gleich: Sie begriffen ihn als ihre eigene Schande und sich selbst als „Beschmutzte“. Erst durch die Entwicklung der koreanischen Frauenbewegung wurde er in den 90er Jahren in die Öffentlichkeit gebracht und konnte nun in einer neuen Weise gesehen werden: als ein Kriegsverbrechen.

Der Fall der *jūgunianfu* spaltet die japanische Gesellschaft bis heute: Die einen ignorieren ihn immer noch; viele Frauen dagegen erkannten in diesem Kriegsverbrechen die Struktur der alltäglichen Gewalt gegen Frauen. Sie konnten dadurch die Grenzziehung durch die nationale Kultur durchbrechen, sich mit den koreanischen Frauen solidarisieren und ein neues Bewusstsein für ihre nun durch sie selbst zu bestimmende kulturelle Identität entwickeln.

Kultur und Gender

Genderverhältnis und Kultur stehen in einem wechselseitigen Verhältnis zueinander: Die Kultur definiert die Genderidentität, und das Genderverhältnis prägt eine Kultur. Was Frauen sind, wie sie zu sein haben, das ist durch die Kultur definiert. In den meisten Kulturen wurden die Frauen von Wissen und Selbstbestimmung abgehalten und dadurch zum Objekt gemacht, über das verfügt und bestimmt werden konnte. In den westlichen Kulturen wurden sie mit Natur, also Nicht-Kultur, und die Männer wurden mit Kultur in Verbindung gebracht. Die Frau symbolisiert „sowohl die äußere als auch die innere Natur“ und fungiert damit als „Verkörperung all dessen, was abgewehrt und überwunden werden muß. [...] In der Auseinandersetzung mit ihr formt sich der Mann zum [...] Kulturträger. Eine solche Entwicklung hat Konsequenzen für den Zivilisationsprozess und das Verhältnis der Geschlechter: Die Frau wird zum Bild der Natur, der Mann zum Bild der Kultur“ – so Inge Stephan.

Jede einzelne Kultur gab und gibt der Genderdifferenz bestimmte Bedeutungen, Rollen- und Eigenschaftszuschreibungen. Da viele soziokulturelle Identitäts- und Differenzsetzungen über die Kategorie Gender vollzogen werden, hat die Gender-

forschung tiefgreifende Erfahrungen mit Differenz- und Identitätsbildung. Sie kann mit den daraus gewonnenen Erkenntnissen wichtige Beiträge zur neuen Kulturforschung leisten.

Frauen waren nicht nur Identitätssymbole, sie waren auch die Anderen und damit Fremden unter den Eigenen. Wenn fremde Völker und Kulturen als die Anderen mit Frauen gleichgesetzt wurden, dann können sich gerade Frauen den Fremden außerhalb und innerhalb der eigenen Kultur näher fühlen. Auf dieser Erfahrung von Frauen basierend vermeidet die Genderforschung jegliche Substantialisierung von Differenzen. Gleichzeitig wurde sie sich aber auch der Gefahr der Gleichsetzung aller Frauen bewußt und distanzierte sich davon, d.h. sie erkannte die Wichtigkeit der Anerkennung von Differenz und Vielfalt. Alle diese Erfahrungen und Erkenntnisse sind für ein neues Kulturverständnis notwendig. Die Frauen, die durch die Kultur über die Kategorie Gender segregiert, differenziert und diskriminiert wurden, können nun durch die Genderforschung das herkömmliche Kulturverständnis verändern.

Transkulturalität

Das Bewußtsein von der wachsenden Bedeutung der Globalisierung hat zu der Forderung geführt, ein Kulturkonzept zu entwickeln, das im Zeitalter der Globalisierung angemessen ist. In den neuen interkulturellen Verhältnissen müssen sich die einzelnen kulturellen Identitäten, die sich der Globalisierung nicht entziehen können, neu konstituieren und rechtfertigen. Konkret heißt dies, dass z.B. die Menschenrechtsdiskussion oder auch die Frauenbewegung „mächtige Wirkfaktoren quer durch die Kulturen“ bilden und dadurch das Verhältnis von Identitäts- und Differenzbeziehungen grundlegend verändern können. Dabei geht es auch um die Überwindung eindimensionaler Differenzbeziehungen auf der Grundlage binärer Kodierungen wie z.B. Identität vs. Alterität. An ihre Stelle muß ein neues Paradigma der Inter- und Transkulturalität treten auf der Grundlage eines Kulturkonzepts, das mehr auf Differenzen und weniger auf Identitäten gründet.

Unter den neuen Bedingungen der Globalisierung gehen die interkulturellen Beziehungen durch die einzelnen Kulturen hindurch (liegen also nicht zwischen ihnen), und beziehen sie aufeinander als

differente Kulturen. Interkulturelle Beziehungen *gehören* also zu den einzelnen Kulturen, sind keine reinen Außenbeziehungen. Kulturen werden dadurch zueinander offen und reflexiv, bewahren aber gleichzeitig ihre Eigenständigkeit und Besonderheit. Auf diese Weise wird Interkulturalität in Transkulturalität transformiert, d.h., die Zwischenbeziehungen wie auch die Eigenständigkeit der Kulturen werden durch Transkulturalität konstituiert. Kulturen werden nicht mehr als geschlossene Einheiten (Container), sondern als inter- und transkulturelle Wechselbeziehungsnetze verstanden.

Durch Transkulturalität gibt es für eine Kultur keine trennende Grenze zwischen Innen und Außen. Jede Kultur oder Sprache kann eine andere durchdringen und selbst durch eine andere Kultur transformiert werden. Kulturen müssen deshalb heute jenseits des Gegensatzes von Eigenkultur und Fremdkultur, Konzentration auf das Eigene und Abwehr des Fremden gedacht werden. Das Konzept der Transkulturalität beschreibt eine Kultur, die durch die traditionellen Kulturgrenzen hindurchgeht. Dieses „Quer durch die Kulturen hindurchgehen“ wird durch die Vorsilbe „trans“ ausgedrückt; deren andere Bedeutung ist: über die bisherige Verfassung der Kultur hinausführen.

In dem Maß, in dem sich im Prozeß der Globalisierung Kultur aus ihrem Bezug auf den modernen Nationalstaat und aus seiner Definitionsmacht löst bzw. lösen kann, wird sie zunehmend dezentriert und reflexiv, aber auch individuell „verfügbar“ und „machbar“. Deshalb erschließen sich durch das inter- und transkulturelle Kulturparadigma neue Denk- und Handlungsmöglichkeiten. Als „Selbstverständigungs-begriff“ ist der Kulturbegriff ein „Wirkfaktor“, der das Denken und Handeln beeinflussen und verändern kann. Das hat er mit dem Genderbegriff gemeinsam.

Genderforschung und Kulturwissenschaften

Gender Studies sind nicht nur eine eigenständige Forschungsrichtung bzw. -disziplin, sondern auch eine quer zu den Fachgrenzen liegende, d.h. durch diese hindurchgehende transdisziplinäre Herangehensweise an soziokulturelle Phänomene. Darin ähneln sie strukturell den Kulturwissenschaften, die mit ihren Leitbegriffen, Inhalten und Methoden in den Gender Studies zur Anwendung kommen; beide sind

offene und interdisziplinäre wissenschaftliche Diskussionszusammenhänge. Sie beziehen sich – vereinfacht gesagt – vor allem auf bedeutungsgenerierende Prozesse. Dies ist eine Folge des *linguistic turn*, dem – wiederum vereinfacht gesagt – die Annahme zugrunde liegt, daß die Wirklichkeit nur in den Grenzen der Sprache fassbar ist. Sprache wird hier als menschliche Tätigkeit und gesellschaftliche Praxis verstanden, in der in soziokulturellen Prozessen Bedeutung produziert, reproduziert, rezipiert und kommuniziert wird.

In den Gender Studies geht es vor allem darum, die binäre Opposition männlich – weiblich zu thematisieren, zu analysieren und zu dekonstruieren. Mit dieser Dichotomisierung verbinden sich feste Bedeutungszuschreibungen, deren scheinbare Essentialität durch die Sprache produziert wird; die essentialistischen Bestimmungen von Weiblichkeit und Männlichkeit werden deshalb vom Dekonstruktivismus aufgelöst. Er verneint die Vorgegebenheit einer in der Sprache vergegenwärtigten Wirklichkeit und sucht die Bedeutung nicht in festen Zuschreibungen, sondern in einem unabschließbaren Prozeß des ständigen Unterscheidens und Aufeinander-Verweizens. An die Stelle stabiler Identitäten und Strukturen tritt ein offener Prozeß der Bedeutungsentstehung und –veränderung.

Dem Dekonstruktivismus geht es also um die Überwindung von Identitäten und um die Auflösung herkömmlicher binärer Oppositionsmuster. Er zeigt die Zwangsstrukturen in einem Denken, das seine Definitionsmacht über die Realität durch hierarchisch-wertende Begriffsoppositionen wie Männlichkeit und Weiblichkeit, Subjekt und Objekt, Geist und Körper, Kultur und Natur etc. ausübt. Dekonstruktion ist eine Befreiung von diesen Systemzwängen, Machtstrukturen, Rollenmustern etc.; sie führt zum Abbau von Denk- und Machthierarchien, weil sie alle essentialistischen Konzepte wie z.B. die Geschlechtsidentität kritisch befragt.

Schluss

Mit diesen nur andeutenden Ausführungen sollte an dem Beispiel des Dekonstruktivismus gezeigt werden, wie sich die Gender Studies die kulturwissenschaftliche Sicht-

weise, ihre Konzepte und Methoden zunutze machen. Weil aber der Dekonstruktivismus und die Diskursanalyse die gesellschaftliche Wirklichkeit als ein sprachlich erzeugtes, d.h. kulturelles Produkt und den Menschen als ein in der Sprache gefangenes und durch Kultur bestimmtes Wesen sehen, befürchten manche Kritiker/innen dieses Ansatzes, dass Konzepte wie Autonomie, Verantwortlichkeit, Selbstreflexivität etc. verschwinden, wenn sich das Subjekt auflöst und nur zu einer „Position“ in der Sprache wird.

Trotz dieser notwendigen kritischen Bedenken kann man sagen, dass die neue kulturwissenschaftliche Sichtweise, wie sie sich im Dekonstruktivismus und in der Diskursanalyse ausdrückt, zu einer zentralen Denkweise der Gender Studies geworden ist. In dem vorliegenden kurzen Beitrag sollte aber darüber hinaus gezeigt werden, daß zur neuen kulturwissenschaftlichen Denkweise auch gehören muss, die kritische dekonstruktive Analyse nicht nur auf geschlechtsspezifische diskursive Kodierungen und diskursive Formationen wie die Geschlechterordnung zu beziehen, sondern auch auf das Problem der nationalen und kulturellen Identitätsbildung. Im Zeitalter der Globalisierung muss der Übergang von den einzelnen Kulturen über die Interkulturalität zur Transkulturalität ins Zentrum der Betrachtung treten. Die Gender Studies müssen sich jetzt nicht nur gegen den dichotomisierenden Diskurs des selbstidentischen männlichen Subjekts richten, sondern auch gegen den Diskurs der selbstidentischen nationalen Kulturen; in beiden Fällen wird die Präsenz der Andersheit und der Differenz ausgeblendet.

Die Differenzerfahrung und ein Differenzdenken, bei dem das Andere und das Verschiedene nicht zurückgeführt werden auf das Identische und das Gleichartige, aber auch nicht als Alterität ausgegrenzt werden, gehören von Anfang an zur Frauen- und Geschlechterforschung. Weil sie aber auch den Kern des neuen Paradigmas der Transkulturalität bilden, gewinnt dieses neue Verständnis von Kultur eine große Bedeutung für die weitere Entwicklung der Genderforschung.

Sigrid Metz-Göckel

Institutionalisierung der Frauenforschung oder vom Verbrauch der Visionen

Vorbemerkung

Die Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung der letzten 20 Jahre ist eine Erfolgsgeschichte und Erfolgsgeschichten erzählt man gern. Aber so recht wollen sich laute Jubelschreie selbst beim 15. Geburtstag des Netzwerks Frauenforschung nicht einstellen. Ich will diesen ‚erfolgreichen‘ Institutionalisierungsprozess im Hinblick auf seine Karrierechancen für Frauen beleuchten und dabei genauer unter die Lupe nehmen, was mit der Frauenforschung dabei passiert ist. Meine These ist, dass sich die Frauenforschung dabei mehr und mehr von ihren Visionen einer anderen Hochschule und Wissenschaft gelöst hat und eine Karriereschiene wie alle anderen geworden ist.

Mit Aufbruch, Ausbreitung und Professionalisierung hat Carol Hagemann-White (1995) die Entwicklungsphasen der Frauenforschung und Frauenstudien in der Bundesrepublik skizziert, und so kann man es sehen. Diese Entwicklung ist aber von weiteren begleitet, die ebenso wichtig sind, nämlich einer Veralltäglichsung (Lenz 2002) und einer internen Differenzierung und Hierarchisierung.

Ich beziehe mich im folgenden auf eine Internetrecherche zur Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung in der BRD¹ und andere Quellen. Gegenwärtig zeichnet sich eine neue Welle von Initiativen und Selbstdarstellungen ab. Vielleicht nur deshalb, weil es das Internet gibt? Wer dort nicht präsent ist, den gibt es nicht, obwohl man nicht für bare Münze nehmen kann, was sich dort präsentiert, denn wir wissen nicht, was dort alles nicht erscheint, aber doch wichtig und in Bewegung ist.

1. Neuer Wein in alten Schläuchen?

Die Internetrecherche aus diesem Jahr ergab, dass ca. 30 Universitäten und einige Fachhochschulen in der BRD in der einen oder anderen Form ein bisschen Frauenforschung und Geschlechterstudien institutionalisiert haben. Diese aktuelle Institutionalisierungswelle als Lehreinheit, Studiengang, Forschungszusammenhang und in Form eines Zentrums, Instituts, als Zentrale Einrichtung in- und außerhalb der Hochschulen ist noch nicht abgeschlossen. Erst letztes Jahr sind zwei vom Bund finanzierte Institutionen errichtet worden, ein Kompetenzzentrum *Frauen in der Informationsgesellschaft und Technologie*² in Bielefeld und ein Kompetenzzentrum *Frauen in Wissenschaft und Forschung* (CEWS)³ in Bonn.

Diese Institutionalisierungswelle ist schwierig zu deuten, zumal einigen Berichten zufolge das Interesse junger Frauen an der Frauen- und Geschlechterforschung nachlässt und gleichzeitig eine Begriffsverschiebung hin zu Geschlechterforschung stattfindet⁴. Über die banale Tatsache hinaus, dass damit auch Männer einbezogen sind, befriedigt die Begriffsbildung Geschlechterforschung zum ei-

nen kritische Wissenschaftlerinnen, die sich mit der Perspektive auf Frauen allein nicht zufrieden geben und überhaupt die duale Kategorisierung Frau – Mann problematisieren. Sie befriedigt zum anderen aber auch konservative Kreise, die alles beim Alten lassen wollen, denn ‚Geschlechter‘ und Genderforschung klingt viel weniger provokativ und angepasster als Frauenforschung. Ich verweise nur auf den Begriffswechsel von der Frauenpolitik hin zum Gender Mainstreaming. Dieser schwierige Begriff Gender Mainstreaming ist rasch zum gebräuchlichen Etikett geworden, obwohl er sehr vieldeutig und missverständlich ist⁵.

Bedeutet diese Institutionalisierung, dass die Frauenhochschulbewegung ihr Ziel erreicht hat? Oder geht es dabei um Ressourcensicherung von Frauen angesichts neuer Verteilungskämpfe in den Hochschulen? Oder geht es um die Einrichtung einer Nische (oder Ghettos) für Frauen in der Wissenschaft? Oder um die Profilierung der Hochschule(n) mit diesem neuen Forschungsgebiet?

Und ist mit dieser Institutionalisierung überhaupt noch eine kritische Sicht auf Wissenschaft verbunden? Die Fragen und ihre Antworten liegen auf unterschiedlichen Ebenen. Die Frauenforschung zu in-

stitutionalisieren wurde als Ziel der sich entwickelnden Frauenforschung erst relativ spät angestrebt. Zunächst war die Kritik an der Wissenschaft vorrangig, die geleitet war von vagen Vorstellungen von einer anderen Hochschule. Erst in einem zweiten Schritt haben die Pionierinnen auch für sich selbst und ihr Überleben in der Wissenschaft gekämpft. Vielen ist eine Absicherung innerhalb der Strukturen auf längere Sicht gelungen, einigen auch nicht.

Wie allerdings dieser formale Institutionalisierungsprozess vonstatten ging, war von Hochschule zu Hochschule sehr unterschiedlich. Er vollzog sich zuerst in der Lehre, indem frauenthematische Veranstaltungen hinzukamen, in der Regel exklusiv für Studentinnen und allseits kritisch von außen beäugt. In einem zweiten Schritt wurden Frauen- und Geschlechterthemen in Studiengängen bzw. Studienordnungen verankert. In beiden Fällen kommt die Geschlechterthematik als neuer Gegenstandsbereich zum Lehrangebot hinzu. Das kann, muss aber nicht dazu führen, dass sie sich als Nische herausbildet oder gar als Ghetto, wie gelegentlich befürchtet wird. Jedenfalls kann der Integrationsprozess mehr oder weniger weit gehen. An einigen Universitäten wurde ein Lehrprogramm entwickelt, das ähnlich wie die Women's oder Gender Studies einen eigenen Studiengang bildet, den interessierte Studierende wählen, während die anderen davon unberührt bleiben, z.B. an der Humboldt Universität Berlin oder an der Universität Oldenburg. Das ist wohl die üblichste Form der Institutionalisierung von Frauen- und Geschlechterstudien als Haupt- oder Nebenfach.

Im Fall einer *integrativen Institutionalisierung* werden die Frauen- und Geschlechterthemen verpflichtender oder fakultativer Bestandteil der ‚Hauptausbildung‘, z.B. in den lehrerbildenden Studiengängen. Prinzipiell ist dies in fast allen Studiengängen möglich, z.B. auch in den Informatik- und Ingenieurwissenschaften. Bei dieser Institutionalisierungsweise wird *Gender Wissen* zu einer studiengangübergreifenden Schlüsselqualifikation, mit der sich mehr oder weniger alle Studierenden auseinander zu setzen haben. In einem positiven Verständnis von Gender Mainstreaming ist dieses Wissen noch weiter zu entwickeln. So viel dazu.

Ein breit übereinstimmendes Merkmal so gut wie aller recherchierten Institutionalisierungen von Frauenforschung und Gender Studies ist ihre *Interdisziplinarität*. Sie kommt entweder bereits im Titel vor, spätestens aber in den Ausführungen zum Programm. Die *Internationalisierung* ist dagegen eine Marginalie. Eine Ausnahme bildet die Internationale Marie Jahoda-Proessur an der Universität Bochum im Netzwerk Frauenforschung NRW (Netzwerk 1999).⁶

Wenn ich den vielen Beteuerungen zur Interdisziplinarität Glauben schenke, dann müsste dies ein wahrlich blühender Forschungszweig sein oder in allernächster Zeit werden. So einhellig ist die Betonung von Interdisziplinarität, dass sie schon wieder verdächtig ist, als wäre sie eine Münze, die sich überall verwerten ließe. Wie die Evaluation der Internationalen Frauenuniversität „Technik und Kultur“ während der Expo 2000 gezeigt hat, ist gerade die Realisierung eines interdisziplinären Programms äußerst schwierig (Metz-Göckel 2001). Zwar hat die Frauen- und Geschlechterforschung von Anbeginn ein interdisziplinäres Selbstverständnis entwickelt, weil ihre Fragestellungen von mehreren Disziplinen aus betrachtet werden können oder zwischen ihnen liegen wie die Analysen zur Erziehung (Brehmer 1983), zur Frauenarbeit oder auch zum weiblichen Körper. Dass die Frauen- und Geschlechterforschung aber ein Modell dafür geworden ist, wie problemorientiert statt disziplinengebunden geforscht und gelehrt werden könnte, davon kann (noch) nicht die Rede sein. Eher scheint mir die Interdisziplinarität deshalb eine willkommene Institutionalisierungsform zu sein, weil sie den Fakultäten und Disziplinen am wenigsten weh tut. Sie ist eine neue Ecke, in die man Frauen- oder Geschlechterforschung drängen kann.

2. Zur Normalisierung der Frauenforschung

In der feministischen Perspektive auf Wissenschaft und Gesellschaft war von Anfang an ein politischer Impuls impliziert, der auf die Veränderung der Situation von Frauen und der Geschlechterverhältnisse zielte. Ilse Lenz (2002) unterscheidet zwischen Frauen- und Geschlechterforschung, Feminismus und Frauenbewegung. Feminismus ist ihr zu-

folge die Ideologie, die die wissenschaftliche Reflexionsform der Frauen- und Geschlechterforschung und die Aktivitätsform der Frauenbewegungen verbindet. Die neue Frauenbewegung und die feministische Forschung haben an der Modernisierung des Geschlechterverhältnisses ihren je eigenen Anteil. Sie verhalten sich zueinander nicht mehr so schlicht wie eine frühe Analyse lautete: „Feminismus ist die Theorie der Frauenbewegung“ (Pusch 1983:13). Ihr Verhältnis zueinander ist komplizierter geworden in dem Maße, wie auch die Frauen- und Geschlechterforschung in sich komplexer, akademischer, 'unübersichtlicher' geworden ist. Längst ist nicht mehr von einem einheitlichen Verständnis der Frauenforschung, sondern von Theorie- und Methodenvielfalt, gelegentlich von Eklektizismen die Rede. Ihr Verhältnis zur sozialen Bewegung der Frauen ist in eine neue Phase getreten und in den Institutionen angekommen. Nicht nur deshalb erscheint die neue Frauenbewegung für viele bereits als historisches Projekt (Gerhard 1995).

Ohne Zweifel kann die Frauenforschung für sich in Anspruch nehmen, Aufklärung über Geschlechterverhältnisse und Geschlechterbeziehungen geleistet zu haben, die dem Wissenschaftssystem zunächst eher unwillkommen war, indem sie Tabuthemen wie Gewalt gegen Frauen, Abtreibung und sexuellen Missbrauch diskutiert hat sowie Formen von Ausgrenzung und Diskriminierung, an denen die Wissenschaften beteiligt waren. Diese Skandalisierung hatte gleichstellungspolitische Gesetzesinitiativen und die Institutionalisierung eines *Frauenbeauftragtenwesens* in den Hochschulen zur Folge. Beides, die gedanklichen Impulse von innen (der Wissenschaft) und sozialer Druck von außen (der Straße) haben eine geschlechtergerechtere Modernisierung des Geschlechterverhältnisses an den Hochschulen vorangetrieben.

In dem veränderten Umfeld sind vor allem die nachwachsenden jungen Frauen andere geworden. Sie haben an Handlungsmächtigkeit hinzugewonnen, betreiben ihre Grenzziehungen inzwischen auch gegenüber 'anderen' Frauen und nehmen für sich in Anspruch, selbstbestimmtere Konstellationen der Geschlechterbeziehungen zu leben (Oechsle/Geissler 1998, Weingarten/Wellershoff 1999).

2. 1 Formen der Institutionalisierung: Kritik von außen

Die Institutionalisierung der Frauenforschung innerhalb des Hochschulsystems war anfänglich höchst umstritten und zweitrangig, wenn sie nicht gar als kontraproduktiv empfunden wurde.

Ich erinnere an die heiße Debatte um *Autonomie und Staatsfeminismus*, als Anfang der 80er Jahre an der FU Berlin die Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung eingerichtet werden sollte (Planungsgruppe 1980).

Die neue Frauenbewegung und die Frauenforschung mit ihr sind in die Jahre gekommen. Mit ihrem Altern hat sich eine neue Phase ihrer Beziehung entwickelt. Ich erinnere daran, dass es in den Aktionen der neuen Frauenhochschulbewegung anfänglich gegangen war um:

- die Schaffung eigener Räume für Frauen in Form von Frauenseminaren, Frauenforschungsprojekten und Frauenforschungseinrichtungen,
- die Sichtbarmachung unbeachteter Frauenleistungen,
- heftige Kritik am ausgrenzenden Wissenschaftssystem in seinen symbolischen Repräsentationen und strukturellen Rahmenbedingungen insgesamt und
- sehr viel weniger um die persönlichen Wissenschaftskarrieren von Frauen.

Misstrauen gegenüber den etablierten Institutionen als einer 'alles verschlingenden Hydra', um einmal die griechische Mythologie zu bemühen, beherrschte damals die Szene. Das hat sich mit dem Einverständnis der Frauen total gewandelt.

2.2 Zweigleisigkeit: Projekte außerhalb und innerhalb der Hochschulen

Die neue Frauenbewegung war in ihrem Vorgehen weitgehend lokal und dezentralisiert und wurde von Akteurinnen getragen, die diese Aktionsfähigkeit großteils erst im Prozess des Politikmachens erwarben. Die Gruppen organisierten sich ohne institutionelle Unterstützung in kritischer Auseinandersetzung mit Institutionen als einer Form geronnener Herrschaft. Sie schufen dabei Projekte und erfanden neue Einrichtungen. In den 80er Jahren bildeten einflussreiche Projekte- und

Institutionsgründungen außerhalb der Hochschulen und leise Bemühungen zur Institutionalisierung der Frauenthemen innerhalb der Hochschulen die *unausgesprochen arbeitsteilige Strategie*.

Die ersten Institutionalisierungen in den Hochschulen erfolgten anfänglich hauptsächlich in Form einzelner Lehrangebote (Frauseminare, meist von Studentinnen, also von unten initiiert), dann über einzelne Forschungsprojekte und erst nach und nach über die Gründung von Zentren bzw. dauerhaften Einrichtungen mit dem schwer lösbaren Widerspruch, dass mit der Institutionalisierung der Frauenforschung die Bewegung stillgestellt wurde, ohne bereits an ihrem Ziel angekommen zu sein⁷. „Viel bewegt – auch viel erreicht?“ fragte daher Birgit Meyer Ende der 80er Jahre (1989).

Die Projekte der Frauen blieben mehr oder minder marginal, Nischen oder isolierte Glanzpunkte. Allerdings brachten sie die Frauenpolitik auf die hochschulpolitische Agenda, und diese zählt über alle Reformrhetorik hinweg zu den erfolgreichsten Politikfeldern der letzten 20 Jahre.

2.3 Ungenierte Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung in den 90er Jahren

Inzwischen ist die Frauenbewegung und mit ihr die Frauenforschung tatsächlich in den Hochschulen angekommen. Von der *Gegen- zur Interventionskultur* kennzeichnet Ursula Müller (1997) in Anlehnung an Kirsch-Auwärter den Weg der Frauenforschung vom Rand mehr ins Zentrum der Wissenschaft. Dafür gibt es eine Reihe von Indikatoren, insbesondere das deutlich gestiegene Interesse von Frauen an der Wissenschaft als Beruf. Wenn jetzt *individuelle Karrieren zum Motor von Institutionalisierung* werden, dann könnte man meinen, ist die Frauenforschung jetzt auch ideologisch in der Hochschule und Wissenschaft angekommen und zu etwas ganz Normalem geworden.

Neben der Normalisierung der Karrierewege für Frauen- und Geschlechterforscherinnen ist das Auffälligste an diesem Institutionalisierungsprozess der letzten Jahre, dass die *Bewegung von unten eine Bewegung an der Spitze* der Wissenschaftsorganisationen in Gang gesetzt hat. Sie hat neue Koalitionen zwischen Wissenschaftlerinnen und politischen Akteuren

und Akteurinnen ermöglicht. Alle großen Wissenschaftsorganisationen, der Wissenschaftsrat, die Hochschulrektorenkonferenz (HRK), die Bund-Länderkommission (BLK), die Großforschungseinrichtungen sind damit konfrontiert, über die Geschlechterdimension ihrer institutionellen Kultur, über ihre Auslesemechanismen und Förderkriterien etc. nachzudenken. Im Wechselverhältnis eines Drucks von unten und einer Reaktion von oben wurden sich verstärkende Entwicklungen provoziert, z.B. die Einrichtung der beiden folgenreichen Frauenforschungskommissionen in Niedersachsen⁸, die Kommission zur Institutionalisierung der Frauen-/Geschlechterforschung des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst des Landes Baden-Württemberg 1999⁹, die Empfehlungen des Wissenschaftsrates 1998¹⁰ oder das Konzept des Gender Mainstreaming der Europäischen Kommission von 1999, das verdächtig schnell zur offiziellen Regierungsdoktrin wurde¹¹.

Ein Ergebnis ist die Fülle von handlungs- oder politikbezogenen Forschungsprojekten der Ministerien, der Verbände, der Stiftungen etc., die eine Welle der Institutionalisierung und Verstärkung hervorgebracht haben. Alle vorliegenden Dokumentationen und Analysen zur Frauenforschung in NRW (Anne Schlüter), in Mecklenburg-Vorpommern (Heike Kahlert), Hessen (Ulrike Teubner), Niedersachsen (Battisweiler), Baden-Württemberg sind von den entsprechenden Fachministerien in Auftrag gegeben und finanziert worden.

Seit einer Weile ist also eine *'ungenierte' Institutionalisierung* zu beobachten, die kaum noch kritisch begleitet wird, es sei denn wegen der unzureichenden Ausstattung. Ich nenne im folgenden einige Formen der Institutionalisierung, die die Wissenschaft bereichert und ergänzt haben:

- Integration in die Lehre durch Lehrangebote zu Frauen- und Geschlechterthemen an den allermeisten Hochschulen, anfänglich als Frauseminare häufig von Studentinnen provokativ initiiert. Die Beteiligung von Männern hat sich inzwischen leise von selbst erledigt. Sie sind inzwischen wieder willkommen.
- Einrichtung weiterbildender Studiengänge für Frauen ohne Hochschul-

zugangsberechtigung (in Dortmund, Bielefeld, Koblenz, Saarbrücken u.a.m.). Sie sind ein 'außergewöhnliches' Angebot zur bildungsbiografischen Korrektur für ältere Frauen und ein relativ weitgehendes Öffnungsmoment der Hochschulen für eine neue Studentinnengruppe.

- Einrichtung von einzelnen Professuren (mit Voll- oder Teildenomination und jeweiliger Verankerung in einer 'Herkunftsdisziplin'). Im ganzen Bundesgebiet waren es im Jahre 1996 104 (Bock 1996), darunter die Etablierung des Netzwerks Frauenforschung NRW mit 43 Professuren an Universitäten und Fachhochschulen und einer Koordinierungsstelle sowie mehreren Knotenpunkten, z.B. dem Graduiertenkolleg „Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel. Handlungsspielräume und Definitionsmacht von Frauen“ (Kortendiek, 1999, Fritzsche/Nagode/Schäfer 20002).
- Die Entwicklung von Ausbildungssequenzen:
 - Als Integration der Frauen- und Geschlechterforschung in die Studienordnung verschiedener Studiengänge, z.B. erziehungswissenschaftlicher oder sozialwissenschaftlicher Studiengänge als Wahl- oder Nebenfach mit der Möglichkeit, Examensarbeiten zu schreiben (Bock 1998, Kahlert 2000);
 - Errichtung grundständiger Studiengänge: Gender Studies an der Humboldt-Universität Berlin, Geschlechterforschung in Freiburg, kulturwissenschaftlicher Studiengang an der Carl von Ossietzky Universität in Oldenburg u.a.m.
- Nachwuchsförderung als institutionalisierte Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses, z.B. durch
 - die Doktorandinnen-Kolloquien der Professorinnen der Frauen- und Geschlechterforschung;
 - Errichtung von Graduierten- und Promotionskollegs¹². Als erstes exklusiv für den weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchs vorgesehenes Graduiertenkolleg startete

das Graduiertenkolleg "Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel. Handlungsspielräume und Definitionsmacht von Frauen" (1.1.1993 - 31.12. 1999) in Kooperation der Universitäten Bielefeld, Bochum, Dortmund und Essen, und seit 01.10.1999 ein weiteres „Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnis. Dimensionen von Erfahrung“ der Universitäten Frankfurt und Kassel sowie ein weiteres an der Universität in Trier. Zusätzlich ist ein Promotionskolleg der Heinrich Böll-Stiftung in Kooperation zwischen Bielefeld und Bochum errichtet worden.

- Ein Schwerpunktprogramm der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) *Profession, Organisation und Geschlecht. Zur Reproduktion und Veränderung von Geschlechterverhältnissen in Prozessen sozialen Wandels*“, das 1997 nach mehreren Anläufen und einer Pause von fast zwanzig Jahren wieder aufgelegt worden ist, nachdem das erste Fünf-Jahres-Schwerpunktprogramm bis 1979 bestand (Rudolph 1998).

- Programme zur Habilitationsförderung von Wissenschaftlerinnen einiger Bundesländer wie Berlin, Niedersachsen (Dorothea Erxleben - Programm) Nordrhein-Westfalen (Lise Meitner - Programm), Baden-Württemberg u.a.m.

Unsere Internet-Recherche ergab ein krasses Nord-Südgefälle der Institutionalisierung von Frauen und Geschlechterforschung. Diese neue Welle der Institutionalisierung ist zwar durch Kritik an der bisherigen Forschungs- und Ausbildungsförderung motiviert, aber lediglich im Hinblick auf den Ausschluss von Frauen. Sie könnte, so die Annahme, vor allem durch das Interesse an einer Ressourcen-Sicherung bzw. Umverteilung motiviert sein. Dies wäre ein weiterer Indikator für die Normalisierung der ‚aufregenden und aufgeregten‘ Frauenforschung der Anfangsphase.

3. Institutionalisierung als eigene Disziplin?

Die Ansiedlung der Frauen- und Geschlechterforschung ist bisher innerhalb, meist aber zwischen den (oder 'oberhalb' der) Disziplinen erfolgt. Präferiert wird

eine solide Ausbildung und eine Verankerung in einer der Disziplinen, die meist durch Teildominationen von Professuren und Zuordnung zu einem Fach sicher gestellt wird. Z.B. hat die Kommission zur Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung an den Hochschulen Baden-Württembergs für das Anfangsstadium einer 'flächendeckenden Institutionalisierung' der Verankerung in den Disziplinen erste Priorität gegeben (Kommission 2000). Denn bisher hat die interdisziplinäre Denomination einer Einzelprofessur nur Schwierigkeiten bereitet, daher werden organisatorisch fachintegrativen Lösungen bevorzugt¹³.

Auffällig ist dagegen, dass sich die Forschungsgruppen, Zentren und andere Institutionalisierungsformen meist als interdisziplinär betiteln, obwohl sie im wesentlichen lockere Kooperationsverbände sein dürften. Da dies so auffällig ist, ist die Vermutung nicht abwegig, dass die Bevorzugung von Interdisziplinarität auch durch die Abwehr der Disziplinen hervorgerufen sein könnte. Eine interdisziplinäre Selbstbeschreibung stellt dann die geringere Provokation dar. Der Erfindungsreichtum von Diskriminierung ist unermesslich.

Ein neuer Institutionalisierungsschritt wäre die Etablierung der Frauen- und Geschlechterforschung als *eigene transdisziplinäre Disziplin*. Auf diesen Gedanken kam ich durch einen Bericht von Gabriele Griffin (1998) über die Women Studies Programme in England. Griffin kam in ihrer Analyse der überaus zahlreichen Programmen zu dem Ergebnis, dass diese bei der Evaluierungswelle, die über die Hochschulen ergangen war, weitgehend unbemerkt und unberücksichtigt geblieben waren. Da sie für die Departments nicht viel zählten, begann eine Wanderung der Wissenschaftlerinnen wieder zurück in ihre Herkunftsfächer. Griffin führt diese Abwanderung darauf zurück, dass diese Programme nicht als innovative Leistungen verbucht wurden, weil es keine Rubrik für sie gab. Daher wäre aus ihrer Sicht eine Überlegung angebracht, ob eine Institutionalisierung als selbstständige Disziplin eine wissenschaftsadäquate Form der Institutionalisierung wäre.

Für die Bundesrepublik ist zur Zeit eine solche Perspektive weder in der Diskussion, noch scheint sie auf heiße Ge-

genliebe zu stoßen. Eher werden zur Zeit große Hoffnungen auf die integrative Form der Entwicklung zur Geschlechterforschung gesetzt oder auf das Konzept eines *Managing Gender and Diversity*, das die Geschlechterdimension neben anderen integriert und insbesondere im betrieblichen Berufsbereich eine Rolle spielt. Eine Auseinandersetzung hierzu steht in nächster Zeit an¹⁴.

Ein weiterer Institutionalisierungsschritt in eine andere Richtung wäre auch die Fortsetzung oder Gründung einer eigenen Universität. Die erste *Internationale Frauenuniversität „Technik und Kultur“* während der Expo 2000 war erstmalig eine Hochschulgründung (auf Zeit) von Wissenschaftlerinnen, die von einer Gruppe von Frauenforscherinnen und Hochschulplanerinnen koordiniert wurde als Reaktion auf die Reformunfähigkeit oder Reformunwilligkeit der deutschen Hochschulen. Das Konzept bündelte Aspekte der beschriebenen Institutionalisierungen in temporärer und komprimierter Form. Als Hochschul-Reformprojekt von Frauen wurde sie mit dem Anspruch implementiert, prinzipiell ein Modell für beide Geschlechter zu sein, auch wenn sie zunächst exklusiv für Frauen konzipiert wurde (Neusel 2000).

4. Perspektiven: „Ghettoisierung“, Erneuerung der Hochschule oder steter Tropfen höhlt den Stein

Von Anbeginn begleitet die feministische Wissenschaft bzw. die Frauenforschung die Sorge von außen, sie würde sich selbst isolieren und in ein Ghetto sperren. Ihre Institutionalisierung wurde anfänglich nur an wenigen Hochschulen betrieben, auch weil nicht genügend Wissenschaftlerinnen in ihnen angekommen waren, um eine Umverteilung der Ressourcen und eine Umzentrierung der Aufmerksamkeit zu bewirken.

Die professionalisierte Frauenpolitik, die an die Stelle der Frauenbewegung getreten ist sowie die akademisierte Frauenforschung kennzeichnen inzwischen:

- begrenzte Ambitionen,
- pragmatische Ansätze der Veränderung,
- eine Anpassung an die betriebswirtschaftliche Logik und

- generell ihre Verwissenschaftlichung (Akademisierung).

Die kritische Masse im Anteil von Frauen an den Professuren ist zwar immer noch nicht erreicht, obwohl es sehr viel mehr Frauen in der Wissenschaft geworden sind. Mit zunehmender Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung ging, wie ich mit Max Weber formulieren möchte, eine *Entzauberung der Frauenforschung* einher. Nicht nur ist der Glaube, dass sich mit der Integration von Frauen die Wissenschaft verändern würde, abhanden gekommen, sondern auch die Illusion, dass sich Frauen in der Wissenschaft anders verhalten würden als die bisherigen Wissenschaftlergenerationen. In dem Maße, wie Wissenschaft zu einer beruflichen Karriere wird, werden auch die individuellen Interessen der Wissenschaftlerinnen dominant und die Kohäsion, die sich in der Anfangsphasen zwischen den Frauen bildete, ist so nicht mehr zu bemerken. Diese Entwicklung von einer prekären zur stabilen Institutionalisierung bietet zwar die Chance einer Neuverteilung von Definitionsmacht z.B. über Mitsprachemöglichkeiten und weitere Ressourcenvermehrung. Sie kommt auch nicht ohne viele engagierte Einzelne bzw. Frauen-Netze und auch nicht ohne partielle Koalitionen mit Männern zustande. Aber die Entwicklung hat den Reiz des Neuen, Visionären und des Ganz Anderen verloren.

Der Druck von oben ist zwar eine Reaktion auf den anhaltenden Druck der vielen schwachen Initiativen von Frauen-Forscherinnen an den Hochschulen und außerhalb, aber er hat den Druck von unten auch größtenteils abgelöst. Insofern hat ein ausdauernder Druck von unten zwar Veränderungen selbst von steinernen Verhältnissen bewirkt, aber diese nicht zum Tanzen gebracht, wohl aber eine *Ablösung von gesellschaftsbezogenen Motiven hin zu individuellen Karrieren* bewirkt. Diese sind schließlich notwendig, wenn sich das System von innen heraus verändern soll.

Mehr im Sinne von *steter Tropfen höhlt den Stein* sehe ich die Institutionalisierung der Frauenforschung in den Hochschulen, ihre Integration in Forschungsprogramme, Studiengänge und Nachwuchsförderung. Sie ist selten so spektakulär wie ihr jüngstes Projekt, die Internationale Frauenuniversität, deren Insti-

tutionalisierung auf Dauer nur sehr mühsam und abgespeckt gelingen wird.

Das Spektrum der Institutionalisierung ist inzwischen eindrucksvoll und umfasst die Lehre, Weiterbildung, Forschung und wissenschaftliche Nachwuchsförderung. Diese Institutionalisierungen haben aber den Glauben bzw. die Illusion zum Verschwinden gebracht, dass sich mit der Integration von Frauen in die Wissenschaft diese selbst maßgeblich verändern würde. *Die Institutionalisierung von Reformen hat nicht zu einer Reform der Institution geführt.*

Ich wäre nicht ich, würde ich mit diesem resignativen Resümee enden. Ich sagte bereits, dass die Zahlen darauf hindeuten, dass sich mehr und mehr Frauen für die Wissenschaften beruflich interessieren, dass die Disziplinen sie inzwischen einladen zu kommen, aber noch nicht so recht etwas mit ihnen anzufangen wissen. Frauen haben zur Zeit, ob mit frauenspezifischer thematischer Schwerpunktsetzung oder nicht gute Chancen, in der Wissenschaft Karriere zu machen. Wenn dieses ganz normal geworden ist, dann hat sich durch die Aufhebung der Frauendiskriminierung doch etwas Wesentliches in der Wissenschaft geändert. Falls diese Normalisierung aber nicht gelingt, wird es eben eine neue Frauenbewegung geben (müssen).

Anmerkungen

¹ Metz-Göckel, Sigrid/Münst, Senganata/Brandes, Heike, Pauken, Claudia: Frauenforschung im Zentrum, Bericht Dortmund 2000, erscheint : Brandes, Heike/Metz-Göckel, Sigrid/Münst, Senganata/Pauken, Claudia: Frauenforschung im Zentrum. Eine Internetrecherche zur Institutionalisierung der Frauen und Geschlechterforschung an Universitäten in Europa, Bundesrepublik, USA, Studien Netzwerk Frauenforschung Nr. 2, Dortmund 2002

² Gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung ebenso wie das CEWS.

³ Dieses Kompetenzzentrum musste sich umbenennen in Center for Excellence Women in Science, daher die Abkürzung CEWS, mündliche Mitteilung seiner Leiterin.

⁴ Diese Einschätzung ist freilich nicht einheitlich. So vermerkt die ETH Zürich ein steigendes Interesse von Studierenden an dieser Thematik, während die Freie Universität Berlin einen Rückgang von geschlechter-

bezogenen Lehrveranstaltungen und weiblichem wissenschaftlichem Personal berichtet (Bock 1998).

⁵ Die Karriere des Begriffs Gender Mainstreaming ist geradezu verblüffend. Streng genommen meint er im Sinne seiner Erfinderinnen, dass nun die Verantwortung für den Ausschluss von Frauen auf die Führungselite übergegangen ist, vgl. Dazu die Darstellungen im Newsletter des CEWS Nr. 4 und 5

⁶ vgl. Netzwerk Frauenforschung NRW stellt sich vor, hrsg. Ruth Becker/Beate Kortendiek, Dortmund 1999

⁷ Themen können sich auch erledigen, z.B. Auseinandersetzungen zur Studierfähigkeit von Frauen.

⁸ Niedersächsisches Ministerium für Wissenschaft und Kultur (Hg): Frauenförderung ist Hochschulreform- Frauenforschung ist Wissenschaftskritik, Hannover, 1994 sowie dies.: Berichte aus der Frauenforschung: Perspektiven für Naturwissenschaften, Technik und Medizin, Hannover 1997. In beiden Kommissionen hatte Aylâ Neusel den Vorsitz.

⁹ Diese Kommission wurde auf Druck des Verbandes Baden-württembergischer Wissenschaftlerinnen (VBWW) vom Minister für Wissenschaft, Forschung und Kunst des Landes eingerichtet, um mit Frauen/Geschlechterforscherinnen des Landes Empfehlungen zur „Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung an den Hochschulen des Landes“ zu erarbeiten. Der Bericht der Kommission ist inzwischen abgeschlossen.

¹⁰ „Die Ansätze zum Aufbau besonderer Institutionen und zur Einrichtung spezieller Studienangebote für Frauen dokumentieren allerdings den berechtigten Unmut darüber, dass Veränderungen bislang nur mühsam, zögerlich und unzureichend erfolgt sind. Für den Wissenschaftsrat hat die nachhaltige Integration von Frauen in das bestehende Wissenschaftssystem oberste Priorität. Er gibt deshalb dem verstärkten Wettbewerb zwischen den bestehenden Einrichtungen gegenwärtig eindeutig den Vorzug und geht dabei fest davon aus, dass seine Empfehlungen zur Förderung der Chancengleichheit schnell umgesetzt werden. Sollten allerdings vor allem die Hochschulen nicht innerhalb der nächsten fünf Jahre deutliche Erweiterungen der Partizipationsmöglichkeiten von Frauen an Wissenschaft und Forschung erreichen, wird über die Einrichtung von

Frauenhochschulen grundsätzlich neu zu beraten sein. Der Wissenschaftsrat behält sich vor, nach fünf Jahren eine erneute Stellungnahme zum erreichten Entwicklungsstand und den Entwicklungsperspektiven abzugeben und dabei die außeruniversitären Forschungsreinrichtungen ebenso wie die Deutsche Forschungsgemeinschaft und die Begabtenförderungswerke einzubeziehen“ (Wissenschaftsrat 1998, S. 88).

¹¹ Christine Bergmann, Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Rede beim Kongress 'Chancengleichheit – Leitbegriff für Politik und Gesellschaft im 21. Jahrhundert, am 11.11.1999 in Potsdam.

¹² Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft. Im Gesamtspektrum der über 300 Graduiertenkollegs allerdings ist dies eine winzige Menge.

¹³ Eine als interdisziplinäre Frauenforschung eingerichtete Professur an der Universität Münster ist wegen der Schwierigkeiten ihrer akademischen Zuordnung zu einer Fachwissenschaft als Modell aus der Perspektive sowohl ihrer Inhaber als auch der Fakultäten gescheitert und wurde, als die Inhaberin an eine andere Universität berufen wurde, eindeutig einem Fach zugeordnet.

¹⁴ An der Universität Dortmund bietet der Weiterbildungsstudiengang *Frauenstudien* zur Zeit ein Aufbaustudium *Mangaging Gender and Diversity* an, das sich an Berufstätige in verschiedenen Berufssparten richtet und auf große Resonanz stößt. Eine Veröffentlichung hierzu ist in Vorbereitung.

Literatur

- Batisweiler, Claudia: Bestandsaufnahme und Perspektiven der Gender Studies und Frauen-/Geschlechterforschung an den niedersächsischen Hochschulen (Projektbericht Juli 2000) im Auftrag des Niedersächsischen Ministeriums für Wissenschaft und Kultur und der Landeskonferenz Niedersächsischer Hochschulfrauenbeauftragter
- Bock, Ulla: Frauenforschungsprofessuren an deutschen Hochschulen. 3. Aktualisierte und erweiterte Auflage. Extra-Info 15, Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin, Berlin 1996

- Bock, Ulla: Am Ausgang des Jahrhunderts. Institutionalisation von Frauenstudien an deutschen Universitäten. In: Feministische Studien, 2/1998
- Bradatsch, Christiane: Die Internationale Frauenuniversität „Technik und Kultur“ – die Hochschule für das nächste Jahrtausend? In: Feministische Studien 1999, H.1
- Brehmer, Ilse: gibt es eine feministische Pädagogik? In: Pusch, Luise (Hg.): Feminismus. Inspektion der Herrenkultur, Frankfurt/M 1983
- Fleißner, Heike: Scholarship, Activism, Community. Die Jahreskonferenz 1998 der US-amerikanischen National Women's Studies Association (NWSA) in Oswego (New York). In: Zeitschrift für Frauenforschung 16. Jg. 1998, H.4
- Fritzsche, Bettina: Fankultureller Eigensinn an der Schwelle der Adoleszenz. In: Fritzsche, Bettina/Nagode, Claudia/Schäfer, Eva (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse im sozialen Wandel. Opladen 2002
- Gerhard, Ute: Die 'langen Wellen' der Frauenbewegung – Traditionslinien und unerledigte Anliegen. In: Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften, Frankfurt a. M. 1995
- Griffin, Gabriele: Uneven Developments – Women's Studies in Higher Education in the 1990s. In: Malina, Danusia/Maslin-Prothero, Sian: Surviving the Academy. Feminist Perspective, 1998
- Hagemann-White, Carol: Frauenforschung – der Weg in die Institution. Ideen, Persönlichkeiten und Strukturbedingungen am Beispiel Niedersachsen, Bielefeld 1995
- Kahlert, Heike: Frauen- und Geschlechterforschung in Mecklenburg-Vorpommern. Eine Studie zu Forschung und Lehre an den Hochschulen von 1992–1997, üb erreicht vom Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterstudien, im Auftrag des Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur von Mecklenburg-Vorpommern, Schwerin 1999
- Kommission „Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung an baden-württembergischen Hochschulen: Sachstand und Empfehlungen, Stuttgart 2000
- Kortendiek, Beate: Bewegte Vernetzung? Das Modell 'Netzwerk Frauenforschung NRW' als Konzept innovativer Forschungs- und Hochschulpolitik. In: Zeitschrift für Frauenforschung, 4/1999
- Lenz, Ilse: Neue Frauenbewegung, Feminismus und Geschlechterforschung. In: Fritzsche, Bettina/Nagode, Claudia/Schäfer, Eva (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse im sozialen Wandel. Opladen 2002
- Metz-Göckel, Sigrid (Hg.): Lehren und Lernen an der Internationalen Frauenuniversität. Opladen 2001
- Meyer, Birgit: Viel bewegt – auch viel erreicht? In: Blätter für deutsche und internationale Politik, 1989, H.7
- Müller, Ursula: Von der Gegen- zur Interventionskultur: „Frauenforschung“ als institutionalisierte Sozialwissenschaft. In: Metz-Göckel, Sigrid/Steck, Felicitas (Hg.): Frauenuniversitäten. Initiativen und Reformprojekte im internationalen Vergleich, Opladen 1997
- Neusel, Aylâ: 100 Tage für 100 Jahre: Internationale Frauenuniversität 'Technik und Kultur' im Rahmen der Weltausstellung EXPO 2000 in Hannover. In: Metz-Göckel, Sigrid/Steck, Felicitas (Hg.): Frauenuniversitäten. Initiativen und Reformprojekte im internationalen Vergleich, Opladen 1997
- Neusel, Aylâ (Hg.): Die eigene Hochschule, Opladen 2000
- Niedersächsisches Ministerium für Wissenschaft und Kultur: Frauenförderung ist Hochschulreform – Frauenforschung ist Wissenschaftskritik, Bericht der niedersächsischen Kommission zur Förderung von Frauenforschung und zur Förderung von Frauen in Lehre und Forschung, Hannover 1994²
- Niedersächsisches Ministerium für Wissenschaft und Kultur: Berichte aus der Frauenforschung: Perspektiven für Naturwissenschaften, Technik und Medizin, Hannover 1997
- Oechsle, Mechthild/Geissler, Birgit (Hg.): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis, Opladen 1998
- Planungsgruppe für Frauenstudien und –forschung beim Präsidenten der Freien Universität Berlin: Ziele, Inhalte und Institutionalisierung von Frauenstudien und Frauenforschung. Internationale Konferenz 16.–18. April 1998 in Berlin (West), Berlin 1980
- Pusch, Luise (Hg.): Inspektion der Herrenkultur. Ein Handbuch, Frankfurt a.M. 1993

Kontakt und Information:
Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel
HDZ
Universität Dortmund
44221 Dortmund

- Roloff, Christine: Hochschulstrukturreform und Frauenpolitik. In: Zeitschrift für Frauenforschung 3/1996
- Rudolph, Hedwig: Die Hälfte des Himmels und die Hälfte der DFG-Mittel? In: Feministische Studien 1998, H. 2
- Schlüter, Anne: Frauenforschung, Dokumentation, hrsg. von Minister für Wissenschaft und Forschung des Landes NRW, Düsseldorf 1988
- Schunter-Kleemann, Susanne: 'Mainstreaming' – die Gretchenfrage und die Reform der europäischen Strukturpolitik. In: Zeitschrift für Frauenforschung, 3/1998
- Stiegler, Barbara: Frauen im Mainstreaming – Politische Strategie und Theorien zur Geschlechterfrage, hrsg. von der Friedrich Ebert-Stiftung, Abt. Arbeits- und Sozialordnung, Bonn 1998

- Weingarten, Susanne/Wellershoff, Marianne: Die widerspenstigen Töchter. Für eine neue Frauenbewegung, Köln 1999
- Wissenschaftsrat: Empfehlungen zur Chancengleichheit von Frauen in der Wissenschaft und Forschung, Köln 1998
- Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung: Zif Bulletin 17: Frauen- und Geschlechterforschung in den Erziehungswissenschaften, Berlin 1998
- Zeitschrift für Frauenforschung: Themenschwerpunkt Universitäre und außeruniversitäre Einrichtungen der Frauen- und Geschlechterforschung in der Bundesrepublik. Positionen, Profile und Entwicklungsperspektiven, 16. Jg. 1998, H.4

Masha Gerding & Jutta Röser

Gender Studies im Rahmen gestufter Studiengänge

Das Konzept an der Ruhr-Universität Bochum

An der Ruhr-Universität Bochum werden gestufte B.A./M.A.-Studiengänge in großem Umfang eingeführt. Wie kann in diesem Rahmen ein Studienangebot Gender Studies institutionalisiert werden? Diese Frage stellten sich die im RUB-Netzwerk Geschlechterforschung organisierten Bochumer Wissenschaftlerinnen. Sie entwickelten ein Konzept für einen M.A.-Studiengang „Gender Studies – Kultur, Kommunikation, Gesellschaft“. Nach erfolgreichem B.A.-Abschluss in zwei Fächern bestünde demnach die Möglichkeit, eines dieser Fächer mit Gender Studies zu kombinieren und bis zum Master-Abschluss zu studieren. Die Verwirklichung des Konzepts ist nun in greifbare Nähe gerückt, denn der Senat der Universität Bochum hat sich im November 2001 das Ziel eines genderspezifischen Studienangebots zu eigen gemacht. Es ist Bestandteil einer Zielvereinbarung zur Chancengleichheit zwischen der RUB und dem Wissenschaftsministerium NRW.

Das Konzept für ein Angebot Gender Studies ist eingebettet in die Einführung gestufter Studiengänge. Was es mit diesen Studiengängen auf sich hat, werden wir zunächst skizzieren, um dann im zweiten Teil das anvisierte neue Studienangebot vorzustellen.

Was sind gestufte Studiengänge?

Solche gestuften oder auch ‚konsekutiven‘ Studiengänge sind im WS 2001/02 von fünf Fakultäten der RUB eingeführt

worden. In Bochum sind die wichtigsten Säulen:

B.A.

Die erste Studienphase in den neuen Studiengängen beträgt sechs Semester und wird B.A.-Phase genannt. Hier müssen die Studierenden zunächst zwei Fächer im Umfang von je 45 SWS studieren. Diese beiden Fächer werden durch einen Optionalbereich im Umfang von 30 SWS ergänzt. In diesem Optionalbereich sollen fächerübergreifende

Schlüsselkompetenzen vermittelt werden, z.B. EDV-Kenntnisse und Fremdsprachen, aber auch interdisziplinäre Angebote und andere inhaltliche Ergänzungen sind möglich.

Der verliehene Abschluss nach dem erfolgreichen Abschluss der ersten Studienphase ist die Bakkalaurea und der Bakkalaureus Artium oder Bachelor of Arts. Dieser Studienabschluss ist der erste berufsqualifizierende Abschluss.

M.A.

Ist die B.A.-Phase erfolgreich abgeschlossen worden, können die Studierenden mit dem Studium der M.A.-Phase beginnen. Diese Studienphase umfasst vier Semester inklusive der zu leistenden M.A.-Abschlussarbeit und Prüfungen. An der RUB gibt es zwei unterschiedliche Varianten der Masterstudiengänge.

In sogenannten Ein-Fach-Masterstudiengängen wird

- a) nur ein Fach aus der B.A.-Phase in den vier Semestern vertieft und schließlich mit der M.A.-Abschlussarbeit beendet oder
- b) ein (interdisziplinärer) Masterstudiengang aufgesetzt, in dem keines der beiden B.A.-Fächer fortgesetzt wird. Dieses Modell ähnelt den bisher bekannten Aufbaustudiengängen.

Und es werden Zwei-Fach-Masterstudiengänge angeboten, in denen

- a) beide Fächer aus der B.A.-Phase vertiefend studiert werden oder
- b) ein Fach aus der B.A.-Phase durch ein interdisziplinäres ‚aufgesatteltes‘ Fach ausgetauscht wird und das andere Fach aus der B.A.-Phase fortgeführt wird. *Dies ist die für die Gender Studies geplante Variante.* In diesem Fall haben die Studierenden einen Abschluss in insgesamt drei Fächern (vgl. Abb.1).

Der verliehene Abschluss nach der erfolgreichen Absolvierung des Studiums ist die Magistra und der Magister Artium bzw. der Master of Arts.

Credit Points (Cps)

Die Studienleistungen der konsekutiven Studiengänge werden gemäß der HRK-Konferenz vom 07.07.97 in Credit Points ausgewiesen. Bei der Zertifizierung von Studienleistungen orientiert sich das Studienangebot am European Credit Transfer System (ECTS). Dieses System basiert auf dem Prinzip curriculärer Transparenz, der Einführung eines einheitlichen Kreditpunktesystems und interuniversitärer

Vereinbarungen über die Anerkennung von Studienleistungen in Form von Credit Points. Dadurch soll der Wechsel zwischen verschiedenen, bundesrepublikanischen oder internationalen Hochschulen für die Studierenden vereinfacht werden.

Dieses ECTS-System ist als ein reines Transfersystem zu verstehen, vergleichbar mit den früheren Semesterwochenstunden. Credit Points bilden als eine Art Währung die Mindeststandards von Studienleistungen auf der quantitativen Ebene ab, die in den Noten nicht enthalten sind.

Ein Credit Point umfasst ein Stundenvolumen von 1800 Arbeitsstunden und ein Studienjahr hat einen Umfang von 60 Cps.

Die erste Studienphase gilt als erfolgreich abgeschlossen, wenn inklusive der B.A.-Abschlussarbeit 180 Credit Points erreicht werden. Davon entfallen 65 Cps auf jedes Fach, 30 Cps auf den Optionalbereich sowie jeweils 10 Cps auf die B.A.-Prüfung und die B.A.-Abschlussarbeit.

Die M.A.-Phase setzt als erfolgreichen Abschluss eine Cps-Zahl von 120 voraus, davon entfallen 30 Cps auf die M.A.-Abschlussarbeit. Im Ein-Fach-Mastermodell müssen ferner 90 Cps in den Modulen erreicht werden, im Zwei-Fach-Masterstudiengang sind es pro Fach 45 Cps.

Modularisierte Studieninhalte

Die Studieninhalte werden zukünftig in Modulen angeboten. In Bochum hat man sich auf eine Modulstruktur geeinigt, nach der Lehrveranstaltungen aus mindestens zwei Teilen bestehen und i.d.R. über einen Zeitraum von zwei Semestern – das entspricht einem Studienjahr – angeboten werden. Module können auch synchron studiert werden, dann finden beide Module parallel im selben Semester statt. Die Themenbereiche der Module werden in der Studienordnung festgelegt, ihre konkrete Ausgestaltung bleibt jedoch flexibel und kann an wissenschaftliche und berufsrelevante Entwicklungen angepasst werden. Ferner übernehmen die Module eine Sharing-Funktion: Sie können für mehrere Studiengänge zugleich geöffnet werden und sich aus Angeboten verschiedener Disziplinen zusammensetzen – hier ergeben sich günstige inter- und transdisziplinäre Lehrformen für die *Gender Studies*.

Gender Studies als Masterstudiengang Träger, Fächer, Koordination

Träger des geplanten Studiengangs wird das RUB-Netzwerk Geschlechterforschung sein, das im Kern aus fünf ausgewiesenen

Professuren besteht. Beteiligt sind zur Zeit fünf verschiedene geisteswissenschaftliche Disziplinen: Sozialwissenschaft, Kunstgeschichte, Neuere und Neueste Geschichte, ferner Film- und Fernsehwissenschaft sowie Publizistik und Kommunikationswissenschaft, die künftig im neuen Studiengang Medienwissenschaft vereint sein werden.

Aktiv sind ferner wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Kolleginnen aus Drittmittelprojekten wie z.B. Vings. Eine Erweiterung des bisher bestehenden Personenkreises des Netzwerks um Interessierte aus weiteren Fächern ist gewünscht, um das inhaltliche Angebot des Studiengangs noch zu verbreitern.

Gebündelt werden die Aktivitäten des RUB-Netzwerks Geschlechterforschung durch eine Koordinationsstelle, die vom MSWF gefördert wird. Diese ist mit Masha Gerding als wissenschaftliche Mitarbeiterin besetzt und zur Zeit der Sektion für Publizistik und Kommunikationswissenschaft (Lehrstuhl PD Dr. Jutta Röser) zugeordnet. Durch die Verabschiedung der Zielvereinbarung Chancengleichheit ist die Finanzierung und Aufstockung der Stelle bis Ende 2003 garantiert.

Konzeption

Gender Studies – Kultur, Kommunikation, Gesellschaft sind als Teil eines Zwei-Fach-Masterstudiums geplant. Mit dieser Form des Studienangebots werden Gender Studies inhaltlich als Querschnittsaufgabe verankert, um die theoretischen und methodologischen Perspektiven der beteiligten Fächer zusammenzudenken und kritisch zu hinterfragen.

Studierende, die den B.A.-Abschluss in zwei Fächern haben (darunter eines aus dem Spektrum der Gender-Professuren), können demnach eines der schon studierten Fächer kombiniert mit Gender Studies bis zum Master weiterführen (vgl. Abb. 1). AbsolventInnen würden somit über einen Abschluss in drei Fächern verfügen. Dies ermöglicht profilbildende Kombinationen und gewährleistet vielfältige *Chancen auf dem Arbeitsmarkt*, da klassisch-disziplinäre Qualifikationen durch interdisziplinäre Studien ergänzt werden.

Die fünf Gender-Professuren wollen in festgelegten Abständen genderbezogene Lehrangebote mit *curricularer Doppelfunktion* anbieten: Module oder Moduleile werden für Studierende sowohl des jeweiligen Faches als auch der Gender Studies geöffnet und zertifiziert. Angedacht sind sogenannte ‚Studierendenschlüssel‘, über die die Zahl der für Gender Studies zu vergebenen Plätze in einem Modul bestimmt werden. Auf diese Weise wäre die kapazitive Belastung planbar und v.a. mit Blick auf die drei Numerus Clausus-Fächer auch berechenbar. Da alle Lehrstühle vielfältige curriculare Verpflichtungen an ihren jeweiligen Instituten auch jenseits der Gender Studies haben, kann der Studiengang nicht ausschließlich von dieser Seite bestückt werden.

So sollte das Lehrangebot durch übergreifende Einführungsmodule ergänzt werden, verantwortet beispielsweise von einer geschäftsführenden Koordinatorin. Durch Einbeziehung der Marie-Jahoda-Gastprofessur kann die internationale Ausrichtung akzentuiert werden. Das Angebot kann ferner ergänzt werden durch virtuelle Module, wie sie zur Zeit im Projekt Vings entwickelt werden, durch Lehraufträge und durch (punktuelle) Angebote anderer interessierter KollegInnen.

Die Inhalte des Studienangebots

Der geplante Studiengang spannt einen Bogen zwischen kultur- und sozialwissenschaftlichen Perspektiven. Der Studiengang heißt *Gender Studies – Kultur, Kommunikation, Gesellschaft* und schließt mit diesem Fokus an relevante Themen der internationalen Geschlechterforschung an. Die gewählte Perspektive begründet sich aus den (bisher) beteiligten Disziplinen. Der Zugang *Kultur, Kommunikation, Gesellschaft* stellt für alle Beteiligten eine interdisziplinären Schnittmenge dar.

Diese ‚großen‘ Themen konkretisieren sich entlang folgender Module:

- o Arbeit, Beruf und Geschlecht
- o Öffentlichkeit, Medien und Geschlecht
- o Geschlechterverhältnisse im Kontext von Globalisierung, Technisierung und Modernisierung

Die Module können aus einer oder aus mehreren Disziplinen, von einer oder mehreren Lehrenden bestückt werden.

Auch dürfen innerhalb eines Moduls mehr als die obligatorischen zwei aufeinander abgestimmten Veranstaltungen zur Auswahl gestellt werden. Die Studierenden können dann eigene Schwerpunkte bilden und ihr Studienprogramm mit ihrem anderen Masterfach individuell abgleichen. Grundsätzlich sind alle Module an alle fünf Träger-Fächer anschlussfähig.

Erste Angebote im Sommersemester, Start im WS 2003 angestrebt

Das RUB-Netzwerk startet im kommenden Sommersemester 2002 eine Vorlaufphase: Die drei Module werden im Rahmen des Optionalbereichs im B.A.-Studium angeboten. Dies ermöglicht es, erste Erfahrungen zu sammeln – über Formen der Zusammenarbeit, inhaltliche Abstimmungen, Reaktionen der Studierenden – und das Konzept zu optimieren. Der M.A.-Studiengang soll nach dem Willen aller Beteiligten im Herbst 2003 starten.

Chancen und offene Fragen

Die Einführung gestufter Studiengänge an bundesdeutschen Hochschulen ist nicht unumstritten, auch nicht unter Genderforscherinnen. Wir wollen das allgemeine Für und Wider hier nicht vertiefend thematisieren, sondern vor allem auf einen innovativen Aspekt für die Gender Studies hinweisen. Diesen sehen wir in der Organisation der Lehre in Form von *Modulen*. Module unterscheiden sich von den üblichen Lehrformen dadurch, dass sie sich in aufeinander bezogene Teile gliedern und mit entsprechend höherer Stundenkapazität oder über einen längeren Zeitraum laufen. Die Überschreitung von Fachgrenzen ist dabei ausdrücklich vorgesehen. Diese Modulstruktur trifft in günstiger Weise auf die inter- und transdisziplinär ori-

entierten Gender Studies, deren Vertreterinnen auf Kooperationen und auf innovative Lehrformen besonderen Wert legen.

Die praktische Umsetzung der postulierten Ziele für gestufte Studiengänge steht erst am Anfang. Um die gewünschten Kooperationen zu verwirklichen, bedarf es *neuer Planungs- und Verwaltungswege*. Beispielsweise muss die Berechnung der Kapazitäten und Lehrdeputate kooperationsfördernd gestaltet werden. Auch sind die Regelungen für NC-Fächer anzupassen. Soll der geplante Bochumer Studiengang an den Start gehen, müssen solche Hindernisse überwunden werden. Gender Studies können deshalb Impulse für strukturelle Reformen geben.

Die Bochumer Universität verfügt über ein beachtliches Potential an *Ressourcen*, an Stellen und Projekten im Bereich der Genderforschung und -lehre. Gelingt es diese zu bündeln, kann der geplante Studiengang sehr ‚kostengünstig‘ gegründet werden, aber nicht kostenlos. Erforderlich ist eine Basisausstattung für Koordination und ergänzende Lehrveranstaltungen, die dank der Zielvereinbarung immerhin bis 2003 gesichert ist.

Durch den vorgestellten Studiengang würden Gender Studies an der Bochumer Universität weiter *institutionalisiert*. Die genderspezifische Ausrichtung der vorhandenen Lehrstühle wird noch stärker verankert. Das Interesse von Studierenden, aber auch von interessierten KollegInnen kann um einen solchen Studiengang herum gebündelt werden. Zu erwarten sind Impulse für interdisziplinäre Forschungsprojekte, die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses und eine gesteigerte Attraktivität der RUB für junge Genderforscherinnen von anderen Universitäten.

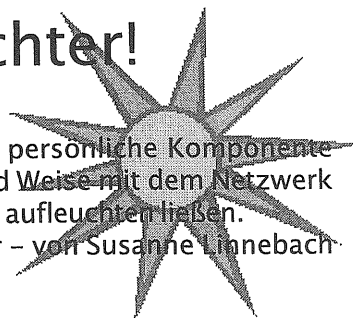
Abb. 1

„Gender Studies – Kultur, Kommunikation, Gesellschaft“ im Rahmen gestufter Studiengänge an der RUB – Konzept –		
B.A.-Phase 1.- 6. Semester Abschluss: B.A.	Fach 1 (z.B. Medienwiss.) ↓	Fach 2 (z.B. Geschichte) ↓
M.A.-Phase 7.-10. Semester Abschluss: M.A.	Fach 1 (Fortsetzung) (z.B. Medienwiss.)	Fach 3 (neu) Gender Studies – KKG
→ zertifizierter Abschluss in drei Fächern bzw. Studiengängen		

Kontakt und Information:
Masha Gerding,
Dipl. Soz., ist
Sozialwissenschaftlerin und
Koordinatorin des
RUB-Netzwerks
Geschlechterforschung
PD Dr. Jutta Röser
ist Vertretungsprofessorin an der
Sektion für Publizistik und Kommunikationswissenschaft der
Universität Bochum und
verantwortlich für
die Koordinationsstelle.
Kontakt
RUB-Netzwerk
Geschlechterforschung
Masha Gerding
Sektion für Publizistik und
Kommunikation, GA 1/38
44780 Bochum
Tel. 0234 / 32-28133
Masha.Gerding@ruhr-uni-bochum.de

Blitzlichter! Blitzlichter! Blitzlichter!

Auf der Tagung des Netzwerks Frauenforschung NRW sollte die persönliche Komponente nicht vernachlässigt werden, so dass auf unterschiedliche Art und Weise mit dem Netzwerk verbundene Frauen in kurzen, persönlichen Beiträgen, "Blitzlichter" aufleuchten ließen. Die Blitzlichter wurden – bis auf den Beitrag von Irmtraud Fischer – von Susanne Linnebach zusammengefasst und von den Referentinnen ergänzt.



Barbara Budrich (Leske&Budrich, Opladen)

Schon während des Studiums an der FU Berlin fehlte ihr die engagierte, breit angelegte, kämpferische, politische, frauenbewegte Frauenforschung. Hie und da gab es ein personalisiertes Inselchen des Engagements – insgesamt: enttäuschend. Als sie nach Studienabschluss zum Verlag Leske + Budrich nach Opladen zurück kehrte, und sich das Verlagsprogramm ansah, spiegelte sich diese Situation auch in den (fehlenden) Veröffentlichungen. Hatte sie sich an der FU machtlos gefühlt, was die Veranstaltungsangebote betraf, so hatte sie doch im Verlag die Möglichkeit, das Programm mitzugestalten. Nun macht eine Lektorin sich so ihre Gedanken, wenn, erstens, der Verlagsleiter, also der Chef, Frauenforschung bislang nicht spezifisch gefördert bzw. gefördert hat; wenn, zweitens, die Hierarchie Chef-Angestellte noch durch die jeweilige Geschlechtszugehörigkeit untermauert wird; wenn es, drittens, noch genau darum geht, derartige Dinge zu entlarven; und, viertens, dieser männliche Verlagsleiter jener weiblichen Angestellten auch noch deren Vater ist. Sie überlegte sich genau, wie die Diskussion über die Programmweiterung ablaufen würde, welche Argumente sie anführen müsse, was am Überzeugendsten überkommen müsse und eröffnete schließlich die Verhandlungen mit dem Verlagsleiter-Chef-Vater –, die aber sofort beendet waren: Er war begeistert! Mit diesem Anlauf, mit Vollgas offene Türen einzurennen, begann die Kooperation zwischen Leske + Budrich und dem Netzwerk in Gestalt der Reihe „Geschlecht und Gesellschaft“. Allen Unkenrufen von Kollegen (männlich) aus anderen Verlagen zum Trotz, zählt die Reihe seit dem Auftakt mit dem ersten Band 1995 28 Bände. Manche davon überaus erfolgreich, in neuer Auflage, alle auf hohem wissenschaftlichen Niveau und eine Bereicherung des Programms von Leske + Budrich. Es gibt auch weitere Publikationen aus dem Netzwerk heraus, die nicht in diese Reihe mit eingeflossen sind – wie z.B. einige Bücher, die mit Prof. Ulrike Schildmann entstanden sind bzw. entstehen werden.

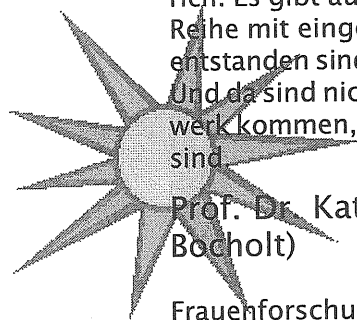
Und da sind nicht zuletzt die Kooperationen, Pläne, Freundschaften, die aus dem Netzwerk kommen, aber nicht darauf beschränkt bleiben, die persönlich eine Bereicherung sind.

Prof. Dr. Katrin Hansen (Fachhochschule Gelsenkirchen, Abt. Bocholt)

Frauenforschung an der Fachhochschule, was bringt da ein Netzwerk? Prof. Dr. Katrin Hansen hat eine offene Netzwerkprofessur, ein Teil ist der Frauenforschung, ein Teil der Unternehmensführung und dem Personalmanagement gewidmet. Sie findet Netzwerkprofessuren sehr gut, denn die FH wäre ganz alleine wohl nicht darauf gekommen, eine Frauenforschungsprofessur einzurichten, hat sich aber gerne in das Netzwerk integriert, als das Land ihr diese Möglichkeit bot.

Durch ihre Professur hat sich das Verständnis für Frauenforschung gebessert, sie wird zum ersten Mal als Forschung wahrgenommen. Sehr positiv ist auch, dass die Region die Professur annimmt und Frau Hansen gezielt auf frauenspezifische Themen anspricht. Die StudentInnen können so Themen bearbeiten, deren Ergebnisse direkt in die Praxis / Unternehmen einfließen.

Frauen- und Geschlechterforschung ist an Fachhochschulen heute noch nicht üblich und wurde häufig auch nicht ernst genommen. Das Netzwerk hat Prof. Dr. Katrin Hansen bei der Stärkung der Position der Frauenforschung an der Fachhochschule unter-



stützt. Darüber hinaus sind durch das Netzwerk Kooperationen zustande gekommen, wie das Projekt Diversity mit Prof. Dr. Ulla Müller (Universität Bielefeld). Neu und interessant ist bei dieser Zusammenarbeit, dass eine Fachhochschule mit einer Universität kooperiert.

Zudem ist das Netzwerk eine Ausgangsbasis für andere Netze: Kooperationen können in diese übernommen werden, sie können über Erfahrungen mit dem Netzwerk Frauenforschung NRW unterstützt und Ideen können in andere Netze übernommen werden, Stichwort Mentoring. Sie hat bei diesem Austausch oft die Erfahrung gemacht, dass Professorinnen, Mittelbaufrauen und auch die Wirtschaft aus andere Ländern die Unterstützung der Frauenforschung in NRW als vorbildlich ansehen, das Netzwerk geradezu mit Neid betrachten.

Prof. Dipl.-Ing. Bettina Lautz (Fachhochschule Bielfeld, Abt. Minden)

Professorin Bettina Lautz arbeitete bis Anfang 2001 als Dipl.-Ing. Architektin im Architekturbüro von Gerkan, Marg und Partner in Hamburg. Ihre Rolle als verantwortliche Projektleiterin hat sie immer als Herausforderung betrachtet, insbesondere vor dem Hintergrund häufig einzige Frau und jüngstes Teammitglied zu sein.

Im Sommersemester 2001 wurde sie als Professorin an die Fachhochschule in Bielefeld für das „Lehrgebiet Architektur, Planungstheorie und Projektsteuerung unter besonderer Berücksichtigung der Rolle der Frau im Baubetrieb und Handwerk“ berufen. Diese Professorinnenstelle wurde im Rahmen des Netzwerks Frauenforschung eingerichtet.

Ihrer Lehrtätigkeit übt Frau Lautz in den Studiengängen Architektur und Projektmanagement-Bau aus. In der Architektur ist die Geschlechterforschung bisher wenig etabliert. Die Anteile von weiblichen und männlichen Studierenden sind in der Architekturausbildung sehr ausgeglichen. Auch in der Zeit des Berufseinstiegs sind nur wenig geschlechterspezifische Unterscheidungen zu beobachten. Dies ändert sich jedoch in den folgenden Jahren der Berufstätigkeit und in der Karriereentwicklung von Frauen und Männern im Bauwesen. Insbesondere Frauen in Führungspositionen sind in den Planungs- und Bauberufen deutlich unterrepräsentiert.

Im Rahmen ihrer Forschungstätigkeit wird Frau Lautz die strukturellen und geschlechterspezifischen Veränderungen im Berufsbild und der Karriereentwicklung im Bereich Bauwesen und Handwerk aufzeigen und Anregungen zur Förderung erarbeiten.

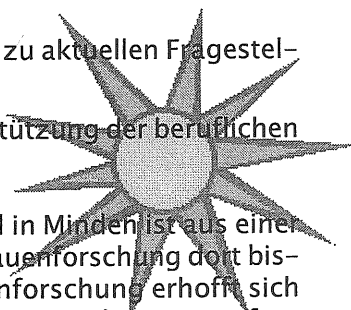
Neben der Zusammenstellung von Büroprofilen selbständiger Architektinnen wird die Bildung eines Netzwerks von Absolventinnen des Studiengangs Architektur angestrebt, mit den Zielen

- Erfahrungsaustausch,
- Schaffung gegenseitiger Unterstützungsmöglichkeiten zu aktuellen Fragestellungen des Berufsalltags,
- Entwicklung von Weiterbildungsmaßnahmen zur Unterstützung der beruflichen Weiterentwicklung von Frauen in diesem Berufsfeld.

Der Hochschulstandort der Bauwesenfakultät der FH Bielefeld in Minden ist aus einer ehemaligen Ingenieurschule hervorgegangen, wodurch die Frauenforschung dort bislang keine Beachtung fand. Im Rahmen des Netzwerks Frauenforschung erhofft sich Frau Lautz Unterstützung und Anregungen, die ihr zur Durchsetzung ihrer Frauenforschungsthemen im eigenen Fachbereich weiterhelfen.

Prof. Dr. Brigitte Young (Universität Münster)

Prof. Dr. Brigitte Young ist ein relativ neues assoziiertes Mitglied des Netzwerks und hat sehr positive Verbindungen mit diesem. Sie beglückwünscht die Anwesenden zu ihrem 30-jährigen Jubiläum von Frauenforschung in NRW und dem Netzwerk zu seiner 15-jährigen Existenz. Sie selbst wurde 1999 nach Münster als Professorin für Politikwissenschaft mit Schwerpunkt Geschlechterforschung berufen. Mit 18 Jahren entrannte sie dem katholischen Österreich (u.a. in die USA und 1997 nach Berlin) und kam später



mit ihrer Berufung in das katholische Münster, was ihr zunächst wie eine Bestrafung vorkam. „Weil man Genderforschung macht, wird man bestraft!“ und in die Provinz versetzt. Ihr Einstieg in die dortige Arbeit sollte sich allerdings unerwarteter Weise durch das Einwirken des Netzwerks als sehr positiv darstellen: Zwei Wochen nach ihrem Arbeitsbeginn lag ein Brief von Beate Kortendiek in ihrem Briefkasten, der ihr schnell und auf großartige Art und Weise zeigte, wie sie Mittel vom Ministerium für Schule, Wissenschaft und Forschung – NRW aus den Restmitteln des HSPIII beantragen könne und aufgrund der Ausschreibungskriterien Mittel für die fehlende technische Ausstattung am Institut für Politikwissenschaft, Münster, einwerben könne. Sie hat den Antrag an das Ministerium innerhalb von zwei Wochen nach Ihrer Berufung gestellt und erhielt durch die Hilfe des Netzwerks – in persona Beate Kortendiek – eine sehr stattliche Anschubfinanzierung für ihr späteres Projekt, „Cyberspace als interaktiver Lernraum“ und auch Gelder für die notwendige Literaturanschaffung zu Gender- und Politikwissenschaft. Ihren wissenschaftlichen Schwerpunkt von Globalisierung und feministischer Politikökonomie kann sie nun mit distance-learning Seminaren und computergestützten Lehre auch virtuell mit anderen internationalen Hochschulen anbieten, ein Projekt das dank des „Blitzlichts“ aus dem Netzwerk Frauenforschung NRW entstehen konnte. Sie erklärt mit Stolz, dass durch dieses Projekt „Cyberspace als interaktiver Lernraum“ die Genderforschung in Münster über einen der best ausgestatteten Multimedia-Räume in ganz Deutschland verfügt.

Prof. Dr. Irmtraud Fischer (Universität Bonn)

Professorin für „Altes Testament und Theologische Frauenforschung“ an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn:

„Theologinnen und Theologen werden bekanntlich meist zur Festverschönerung eingeladen. Ich habe mich entschlossen, dieses hier nicht zu tun, sondern eine andere, meinem Forschungsbereich sehr adäquate Funktion zu übernehmen: die prophetisch-kritische.“

Blitzlichter produzieren bekanntlich Momentaufnahmen. Einige solcher Schnappschüsse meiner eigenen, nunmehr über vierjährigen Geschichte als Frauenforscherin in NRW, die damit begann, daß mich der Rektor der Universität Bonn bei der Überreichung meiner Ernennungsurkunde zur Ordinaria für „Altes Testament und Theologische Frauenforschung“ allen Ernstes fragte, ob denn „Frauenforschung“ überhaupt wissenschaftlich sei, seien in entsprechender Knappheit vorgestellt:

Blitzlicht 1:

Als ich hierherkam, war in meinem Kopf das Bild von NRW als von einem Beinahe-Schlaraffenland der Frauenforschung: *Ein* Land wenigstens, das nicht nur beteuerte, *Frauen* fördern zu wollen, sondern sogar Frauen, die Frauenforschung betreiben! Das Netzwerk ist tatsächlich Ausdruck eines Sonderfalles: Hier wird Frauenforschung gefördert und hier werden Frauenlehrstühle eingerichtet, an denen zudem weiblicher Nachwuchs ausgebildet werden kann. Sie werden zwar nicht ganz so gut ausgestattet wie traditionelle Lehrstühle, aber immerhin: Es gibt sie.

Blitzlicht 2:

Ein drastisches Sparprogramm wird „Qualitätspakt“ getauft. Bei diesem Pakt, der zwischen Ministerium und Universitäten geschlossen wird, verpflichten sich, so wie das in Bonn gehandhabt wird, Intellektuelle, die universitären Planstellen ihrer Kollegen oder Kolleginnen und Mitarbeitenden abzubauen.

- Daß eine flächendeckende Reduzierung von Stellen die dafür eigens so benannten „produktiven“ Wissenschaften im Endeffekt viel weniger trifft als die Geistes- und Kulturwissenschaften, versteht sich von selber: Denn die Idee dahinter ist ja, daß die „produktiven“ Fächer immer mehr von der konzerngesteuerten Wirtschaft finanziert werden sollen.
- Es ist nüchtern als Tatsache festzustellen, daß in jenen universitären Sparten, in denen vor allem Grundlagenforschung betrieben wird und die im Rahmen dieses Paktes die „unproduktiven Wissenschaften“ genannt werden, besonders viele Frauen forschen.

Blitzlicht 3:

Vor gut einem Jahr, bei der Eröffnung des hochdotierten „Center of Excellence Women and Science“ in Bonn wird klar gemacht: Die Frauen sind ein Potential, das die Wissenschaft – und vor allem die Wirtschaft – nutzen will: Es wird den Frauen unmißverständlich empfohlen, das zu studieren, was die Wirtschaft braucht. Wenn sie weiterhin das studierten, was sie offensichtlich besonders interessiert, nämlich Geisteswissenschaften, dann seien sie eben selber schuld, wenn sie keinen „Job“ fänden. – Was angesichts solcher Devisen wohl mit der Frauenforschung werden wird?

Blitzlicht 4, das inzwischen dauerhafte Flutlichtqualität bekommen hat:

Das neoliberale Wirtschaftsmodell, das das Kapital begünstigt und die menschliche Arbeit abwertet, ergreift die Horte der Bildung, ohne daß diese sich nennenswert wehren:

- Die Güte der Forschung bei Evaluationen ist nicht mehr an Publikationen abzulesen, sondern daran, wieviel Geld die Wirtschaft oder deren Stiftungen geben. Das mag in der Chemie durchaus ein Gradmesser von Aktualität der Forschung sein.
- Aber wer – außer dem Staat, dem die Freiheit der Forschung bislang ein Anliegen ist – bezahlt sich schon freiwillig KritikerInnen, deren Ziel nicht die Gewinnmaximierung der Geldgeber ist, sondern eine gerechtere – auch eine geschlechtergerechtere – Gesellschaft?
- Als Kriterium für Mittel-, Raum- und Personalzuteilung wird an meiner Universität die eingeworbene Finanzkraft an erste Stelle gestellt. Die Ideologie, daß die Stärkeren sich durchsetzen, die Schwächeren durch gezielte Maßnahmen weiter geschwächt werden müssen und sich schließlich ganz erübrigen, kommt mir bekannt vor – nur nicht aus dem Kontext, aus dem ich sie jetzt höre. Dieses „Wissenschafts-Fördermodell“ übertragen Universitäten sowohl auf EinzelwissenschaftlerInnen als auch auf Seminare und Institute, Studienrichtungen und ganze Fakultäten.
- Es sei mir gestattet, als Forscherin an der Hebräischen Bibel, die sich mit einer sehr frühen, sehr hochentwickelten Lern- und Lehrkultur beschäftigt, darauf hinzuweisen, was es heißt, wenn unsere jungen Leute in solchen Institutionen studieren: Von Bildung wird nicht mehr gesprochen, nur mehr von – möglichst rascher – Aus-Bildung. Hoffentlich wird dies nicht zu einem „Aus (mit der) Bildung“!
- Wenn das System der Juniorprofessuren die Habilitation als Eintrittskarte in die Lehrstühle abschaffen will, so befürchte ich von meiner langjährigen Erfahrung als stellvertretende Frauenbeauftragte einer großen Universität her, daß Frauen wiederum zum Freiwild auf dem universitären Stellenmarkt werden, weil die Berufungskriterien wiederum beliebiger werden. Denn durch den Wegfall dieser formal nachweisbaren Qualifikation wird die Idee vieler Frauenförderpläne obsolet, die bislang vorschreiben, daß alle habilitierten Frauen, die ins Profil jener Stelle passen, auf die sie sich beworben haben, zumindest zur Vorstellung einzuladen sind.

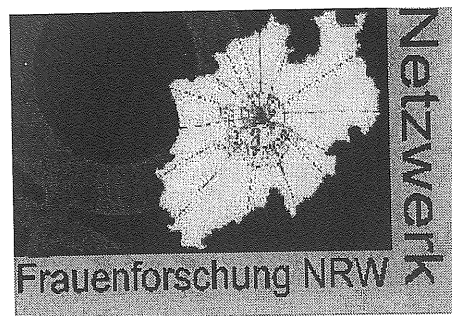
Blitzlichter sind Momentaufnahmen. Die nächst folgende Bewegung halten sie bereits nicht mehr fest. Die Momentaufnahme Ende November 2001 zeigt mich in der zur Gewißheit gewordenen Einsicht, daß mich die junge Generation einmal fragen wird: Warum habt ihr zu diesen Entwicklungen geschwiegen?

Warum habt ihr euch nicht gewehrt, als die Universitäten an die Konzerne verkauft wurden?

Die Entwicklung aller dieser Momentaufnahmen mit – das haben appellative Reden so an sich – etwas überzogener Tiefenschärfe zeigen: Das Netzwerk Frauenforschung ist notwendiger denn je, da es Frauen eine institutionalisierte Plattform zur Formulierung von universitätspolitischen Willen gibt. Gäbe es diese Institution nicht, man müßte sie gerade in Zeiten wie diesen erfinden. In diesem Sinne: Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag! Und: Ad multos annos!“

Susanne Linnebach

Chronik des Netzwerks Frauenforschung NRW: von 1986 bis heute



Die Anfänge des Netzwerks...

1986 Gründung des Netzwerks Frauenforschung NRW
Die wissenschaftliche und politische Kritik an der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern und der Vernachlässigung der Beiträge von Frauen zu Wissen, Kultur und Gesellschaft führt auf Initiative engagierter Wissenschaftlerinnen und der damaligen Wissenschaftsministerin Anke Brunn (SPD) zur Gründung des Netzwerks Frauenforschung NRW. Prof. Dr. Annette Kuhn erhält den ersten Ruf auf eine Netzwerkprofessur im Fachgebiet Frauengeschichte an der Pädagogischen Fakultät der Universität Bonn.

1988 Nach 2 Jahren Netzwerk gibt es 8 Netzwerkprofessuren.

1992 Die Zahl der Netzwerkprofessuren steigt stetig, sie beläuft sich mittlerweile auf 24. Eine Koordinierungsstelle gibt es noch nicht.

Die Verknüpfung beginnt, das Netzwerks trägt Früchte...

1993 Graduiertenkolleg „Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel – Handlungsspielräume und Definitionsmacht von Frauen“
In diesem Jahr tritt das Netzwerk in eine neue Phase: erste Verknüpfungen bilden sich zwischen den Netzwerkprofessorinnen, das Netzwerk trägt erste Früchte: Unter Beteiligung von fünf Netzwerkprofessorinnen aus vier Universitäten wird das Graduiertenkolleg „Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel – Handlungsspielräume und Definitionsmacht von Frauen“ eingerichtet. Es ist das erste und sechs Jahre lang auch das einzige der über 300 Graduiertenkollegs, das sich thematisch auf die Frauen-/Geschlechterforschung konzentriert und sich ausschließlich der Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses widmet.

1994 Erstes Treffen des Netzwerks und Marie-Jahoda-Gastprofessur
Das erste Treffen aller Mitglieder des Netzwerks Frauenforschung NRW findet in der Ruhr-Universität Bochum auf Einladung der Ministerin für Wissenschaft und Forschung statt. In diesem Zusammenhang wird die Marie-Jahoda-Gastprofessur als ein neues Projekt des Netzwerks vorgestellt.

1995 Koordinationsstelle des Netzwerks Frauenforschung NRW
Die Koordinationsstelle des Netzwerks Frauenforschung NRW wird an der Universität Bielefeld eingerichtet. Erste Koordinatorinnen sind Prof. Dr. Ursula Müller sowie Claudia Hegeler (ab 1997 Ursula Löffler).

Stärkere Vernetzung und Integration der Frauenforschung in die Lehre
Zentrales Thema eines Werkstattgesprächs des Netzwerks Frauenforschung NRW an der Universität Bielefeld sind die Möglichkeiten und Hemmnisse der Integration der Frauenforschung in die Lehre. Außerdem wird die Intensivierung der Vernetzung durch einen Rundbrief, interdisziplinäre Tagungen, Publikationsreihen u.a. diskutiert.

Zweiter Workshop

Der zweite Workshop des Netzwerks Frauenforschung NRW wird in Bielefeld mit Beiträgen zur „Frauenforschung und Praxis“ von Prof. Dr. Mechtild Oechsle (Universität Bielefeld) und Dr. Bea Lundt (Ruhr-Universität Bochum) veranstaltet.

Das Jahr 1996 ist ein bedeutungsvolles in der Geschichte des Netzwerks Frauenforschung NRW: Vielfach werden neue Knoten geknüpft, das Netzwerk wird von Jahr zu Jahr engmaschiger.

1996

Buchreihe „Geschlecht und Gesellschaft“

Die neue Buchreihe „Geschlecht und Gesellschaft“, deren Idee und Konzept bereits auf dem zweiten Workshop vorgestellt wurde und die vom Verlag Leske+Budrich herausgegeben werden soll, wird mit dem von L. Christof Armbruster, Ursula Müller, Marlene Stein-Hilbers publizierten Band „Neue Horizonte?“ eröffnet. Die Reihe wird von Ilse Lenz, Michiko Mae, Sigrid Metz-Göckel, Ursula Müller und Marlene Stein-Hilbers (+) herausgegeben, unterstützt von der Koordinationsstelle des Netzwerks Frauenforschung NRW. Ziel ist es, herausragende wissenschaftliche Beiträge zu publizieren, in denen die Impulse der Frauenforschung für die Sozial- und Kulturwissenschaften dokumentiert werden.

Arbeitskreis „Frauenforschung und Schule“

Als Ergebnis des zweiten Netzwerk-Workshops bildet sich im Jahr 1996 der Arbeitskreis „Frauenforschung und Schule“.

Dritter Workshop

Der dritte Workshop des Netzwerks Frauenforschung NRW findet wiederum an der Universität Bielefeld statt mit Beiträgen von Prof. Dr. Gudrun Lachenmann und Prof. Dr. Ursula Müller (Universität Bielefeld) zu dem Themenbereich „Frauenforschung und Praxis“.

Vierter Workshop

Auf dem vierten Workshop am Zentrum für Frauenforschung (ZiF), Universität Bielefeld, wird u.a. von Prof. Dr. Ursula Müller, Prof. Dr. Michiko Mae, Prof. Dr. Renate Nestvogel und Prof. Dr. Katrin Hansen Bilanz nach fast 10jähriger Netzwerkarbeit gezogen.

Forschungsarbeitsgemeinschaft „Kulturwissenschaftlerinnen NRW: Geschlechterforschung“

Diese gründet sich im Sommer. Sie richtet ihren Zugang auf die „Kulturelle Transformation der Dinge“. Auch bei diesem Projekt sind zahlreiche Netzwerkprofessorinnen aus unterschiedlichen Disziplinen beteiligt. Die Koordination erfolgt durch Prof. Dr. Gisela Ecker (Universität GH Paderborn).

Koordinationsstelle für japanbezogene Frauen- und Geschlechterforschung

Ebenfalls im Sommer 1996 wird die Koordinationsstelle für japanbezogene Frauen- und Geschlechterforschung – ein Kooperationsprojekt zwischen der Universität Düsseldorf (Prof. Dr. Michiko Mae, Japanologin) und der Ruhr-Universität Bochum (Prof. Dr. Ilse Lenz, Soziologin) – eingerichtet.

Fünfter Workshop

Der fünfte Netzwerk-Workshop steht unter dem Motto „Keine Angst vor neuen Netzen“ mit den Themen „Weibliche Fach- und Führungskräfte in Unternehmen: (Kooperative) Wege der Potentialerschließung durch frauenorientiertes Personalmarketing“ von Prof. Dr. Katrin Hansen und Frau Gohs (beide Fachhochschule Gelsenkirchen), „Frauenforschung geht ans Internet – Das Fr@uen-Info-Netz“ von Dipl. Soz. Claudia Pieper (Universität Bielefeld) und „Bildung und Funktion wissenschaftlicher Netzwerke“ von Dipl. pol. Karin Zimmermann (Veranstaltungsort: Universität Bielefeld).

1997

Sechster Workshop

Ein weiterer Netzwerk-Workshop behandelt die Weiterentwicklung des Netzwerks, die „Frauenförderung und Frauenforschung vor dem Hintergrund der Funktionalreform“ (Dr.

Christine Roloff, Universität Dortmund) und „Designing Gender – Zur Konstruktion des Geschlechterverhältnisses im Design“ (Prof. Dr. Uta Brandes, Fachhochschule Köln). Die Ver-

TOP '97

Im Juni 1997 nimmt das Netzwerk Frauenforschung NRW an der Messe TOP '97 in Düsseldorf teil und präsentiert sich als Teil des „Forschungsland Nordrhein-Westfalen“. Themen der Messe-Stände sind: Arbeitsplätze im Hochschulland NRW, Berufsstart von Hochschulabsolventinnen, Vereinbarkeit von Studium, Beruf und Familie, Frauen in den „Männerdomänen“ Natur- und Ingenieurwissenschaften sowie Studium ohne Abitur.

Essener Kolleg für Geschlechterforschung

Im September wird das Essener Kolleg für Geschlechterforschung vom Senat der Universität GH Essen beschlossen. Konzipiert wurde es als Zentrale Einrichtung, die „sternförmig“ mit allen Fachbereichen kooperieren soll, um der Geschlechterforschung neue Facetten zu geben. Die Leitung liegt bei der Netzwerkprofessorin Doris Janshen.

Siebter Workshop

Im Oktober 1997 findet noch ein weiterer Netzwerk-Workshop am Fachbereich Design der Fachhochschule Köln statt: Zentrale Themen sind die Frage der Neuordnung der Koordinationsstelle, die Fortsetzung der Diskussion um die Funktionalreform sowie die Verankerung der Frauenforschung in Studien- und Prüfungsordnungen. Prof. Dr. Heike Behrend (Universität Köln) gibt Einblicke in die „Frauenforschung in der Afrikanistik“.

1998

Eröffnung Essener Kolleg für Geschlechterforschung

Ein Jahr nach dem Senatsbeschluss der Universität Essen wird das Essener Kolleg für Geschlechterforschung eröffnet. Auf der Eröffnungsveranstaltung wird der Maria Sybilla Merian-Preis an die Medizinerin Dr. Nancy Carrasco aus New York verliehen. Jährlich soll nun eine Tagung des Kollegs stattfinden, wobei alle 2 Jahre der Maria Sybilla Merian-Preis verliehen wird.

Achter Workshop

Auf dem achten Netzwerk-Workshop am Institut für Afrikanistik der Universität Köln wird die Zukunft der Koordinierungsstelle des Netzwerks diskutiert. Weiterhin wird Kritik an der Funktionalreform geübt. Prof. Dr. Anette Engfer (Universität GH Paderborn) stellt ihr Lehr- und Forschungsgebiet vor. Diskutiert wird darüber hinaus „Die Herausforderung der Frauenforschung an die Kernwissenschaften“.

Ein neues Netz entsteht...

Das Netz „good new girls“ wird frei nach dem Motto „Jetzt knüpfen wir unser eigenes Netz!“ ins Leben gerufen. Dabei handelt es sich um ein Netz des wissenschaftlichen Mittelbaus, welches gemeinsame Maschen und Knoten zwischen dem eigenen Netz und dem Netz der Professorinnen nicht ausschließt. (Zuvor gab es allerdings schon Treffen des Mittelbaus). Der erste Workshop des Mittelbaus findet in Siegen statt, wo das Essener Kolleg für Geschlechterforschung vorgestellt und über Orientierungsphasen bei Promotion und Habilitation beraten wird.

Neunter Workshop

Im Sommer 1998 findet an der Arbeitsstelle für Leseforschung und Kinder- und Jugendmedien (ALEKI), Universität Köln, der neunte Netzwerk-Workshop der Professorinnen statt, auf dem u.a. Prof. Dr. Gisela Wilkending die Arbeit der ALEKI vorstellt. Weiter wird über die Internationale Frauenuniversität 2000 und das Mittelbaunetzwerk diskutiert.

Das Netzwerk zieht um!

Im Herbst 1998 zieht die Koordinationsstelle des Netzwerks Frauenforschung NRW von Bielefeld nach Dortmund (Universität Dortmund/Fakultät Raumplanung/Fachgebiet Frauenforschung und Wohnungswesen). Projektleiterin ist Prof. 'in Dr. Ruth Becker, die Nachfolge von Ursula Löffler tritt die Sozialwissenschaftlerin Dr. Beate Kortendiek an.

Zehnter Workshop

Im Dezember 1998 findet erneut ein Workshop des Netzwerks, erstmals unter der Organisation der neuen Koordinatorinnen an der Universität Dortmund statt. Auf diesem Workshop wird ein geplantes Treffen mit Ministerin Behler vorbereitet und über den Stand der Frauenforschung sowie der Forschung zur Frauenbewegung diskutiert. Neben dem Professorinnen-Netz wird auch das Mittelbau-Netz zu einem Treffen zusammengerufen, um die neuen Koordinatorinnen kennenzulernen.

Die „Selbstdarstellung des Netzwerks“

Die Koordinationsstelle veröffentlicht die Selbstdarstellung „Netzwerk Frauenforschung NRW stellt sich vor. Konzept, Projekte/Aktivitäten, Professorinnen/Frauenprofessuren“ sowie das Faltblatt „Netzwerk Frauenforschung NRW: Profilbildung durch Frauenforschung/Qualitätssteigerung durch Geschlechtergerechtigkeit“.

1999

Elfter Workshop

Der elfte Netzwerk-Workshop der Professorinnen steht unter dem Motto: „Qualitätspakt – Frauenforschung – Netzwerk“. Erörtert wird dabei auch der Stand der Frauenforschungsprofessuren an den unterschiedlichen Hochschulen unter den Bedingungen des „Qualitätspaktes“.

Zusammenarbeit mit dem AK Wissenschaftlerinnen NRW

Die Koordinationsstelle Netzwerk Frauenforschung NRW beteiligt sich aktiv an der Ausarbeitung des Memorandum IV „Keine Qualität ohne Geschlechterparität!“, das der AK Wissenschaftlerinnen NRW anlässlich der Diskussion um den „Qualitätspakt“ für die nordrhein-westfälischen Hochschulen herausgibt. Außerdem werden der Expertenrat, die Mitglieder des Wissenschaftsausschusses des Landtags NRW sowie die Rektoren aller nordrhein-westfälischen Universitäten mit Netzwerkprofessuren über die Leistungen des Netzwerks Frauenforschung informiert. Die äußerst positive Beurteilung des Netzwerks durch den Expertenrat kann als Erfolg dieser Bemühungen gewertet werden.

Zahlreiche Treffen des Mittelbau-Netzes

Im Winter, Frühjahr und Sommer des Jahres 1999 finden anlässlich der Definition des Selbstverständnisses des Netzwerks Mittelbau, aber auch wegen des Qualitätspakts und des Entwurfs eines neuen Hochschulrahmengesetzes in NRW zahlreiche Treffen des Netzwerks Mittelbau statt. Auf dem ersten Treffen im Februar referiert zudem Dorothee Obermann zum Thema „Evolutionismus in der aktuellen Gentechnikdebatte“.

Tagung: „Das undisziplinierte Geschlecht“

Auf der interdisziplinären Tagung des Netzwerks Frauenforschung NRW – „Das undisziplinierte Geschlecht“ – werden Erkenntnisse der Frauenforschung aus den unterschiedlichsten fachlichen Richtungen unter den Oberpunkten „Körper und Gesundheit“, „Raum, Arbeit und Organisation“ sowie „Kultur und Gesellschaft“ vorgestellt und diskutiert. Aus der Tagung geht die Veröffentlichung „Das undisziplinierte Geschlecht. Frauen- und Geschlechterforschung. Einblicke und Ausblicke“, herausgegeben von Angelika Cottmann, Beate Kortendiek und Ulrike Schildmann, als Band 25 der Reihe „Geschlecht und Gesellschaft“ hervor.

Zwölfter Workshop

Im Frühjahr findet der zwölfte Workshop des Netzwerks Frauenforschung NRW als gemeinsamer Workshop der Professorinnen und des wissenschaftlichen Mittelbaus statt. Die erörterten Themen sind die „Auswirkungen des Landesgleichstellungsgesetzes auf die Hochschulen“ (Susanne Graap, MSWF), die „Chancengleichheit in Forschung und Lehre“ (HWP-Programm) (Marie-Anne Kaufhold, MSWF) und „Gender Mainstreaming – Ein Bericht aus Brüssel“ (Prof. Dr. Katrin Hansen). Im Juli werden diese Themen auf einem Treffen des Netzwerks Mittelbau vertieft.

2000

Internationale Frauenuniversität

Das Netzwerk Frauenforschung NRW beteiligt sich im Sommer 2000 an der Internationalen Frauenuniversität (ifu), einem innovativen Modellprojekt im Rahmen der EXPO

2000. Die ifu wird über den Zeitraum von 3 Monaten (15.07. – 15.10.2000) „900 Studentinnen aus aller Welt ein postgraduales Forschungs- und Studienprogramm in sechs interdisziplinären Projektbereichen (Information, Stadt, Arbeit, Migration, Wasser und Körper) bieten“ (Knaup, 10/2000, S.24). Dabei sollen die internationalen Beiträge zur Frauen- und Geschlechterforschung vermittelt sowie Nachwuchswissenschaftlerinnen und -künstlerinnen gefördert und vernetzt werden. „It is the first and, so far, only gender-specific university of its kind in Europe, of bold innovation by, for, and about women“ (Aylâ Neusel 1999: President's Welcome, in: DAAD (Hg.): Internationale Frauenuniversität – International Women's University, S.3).

An der ifu beteiligt sind u.a. die Netzwerkprofessorinnen: Prof. Dr. Ruth Becker; Prof. Dr. Ilse Lenz; PD Dr. Helma Lutz; Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel; Prof. Dr. Anke Rohde; Prof. Dr. Ulrike Schildmann; Prof. Dr. Brigitte Young.

2001

Diversity in der Arbeits- und Bildungsorganisation

Das Kooperationsprojekt „Diversity in der Arbeits- und Bildungsorganisation“ wird ins Leben gerufen. Kooperationspartnerinnen sind Prof. Dr. Katrin Hansen (Fachhochschule Gelsenkirchen) und Prof. Dr. Ursula Müller (Universität Bielefeld).

Dreizehnter Workshop

Im Februar findet der dreizehnte Workshop des Netzwerks Frauenforschung NRW – Professorinnen und wissenschaftlicher Mittelbau – statt. Hier wird erläutert, welche Möglichkeiten das neu gegründete CEWS – Kompetenzzentrum für Frauen in Wissenschaft und Forschung – (Referentin: Dr. Brigitte Mühlenbruch) eröffnet. Daneben wird über die HWP-Projektanträge und die Jahresplanung 2001 beraten.

Qualifizierungsangebote für den Mittelbau

Seit Sommer 2001 bietet das Netzwerk Frauenforschung NRW Qualifizierungsmaßnahmen für den wissenschaftlichen Mittelbau an. So findet im Juli ein erster Workshop zum Selbst- und Zeitmanagement statt, im November folgt ein Aufbau-Workshop. Im Februar 2002 folgt ein Workshop zum Thema „Wissenschaftliches Publizieren“ (Leitung: Barbara Budrich).

Das Netzwerk geht in die Öffentlichkeit...

Journal Netzwerk Frauenforschung NRW

1986
heute

– Seit Bestehen der Koordinationsstelle des Netzwerks Frauenforschung NRW werden wichtige Ergebnisse der Workshops, einzelne Fachbeiträge (v.a. der Netzwerkfrauen) sowie Informationen zur Frauen- und Geschlechterforschung in einem zweimal jährlich erscheinenden Rundbrief veröffentlicht. Dabei haben sich Umfang, Form und Auflage im Laufe der Zeit erheblich gewandelt. Aus einem zunächst eher internen Informationsblatt wurde die Zeitschrift JOURNAL, die mit ihren qualifizierten Fachbeiträgen zur Frauen- und Geschlechterforschung inzwischen weit über die Grenzen des Netzwerks hinaus zu einem Begriff geworden ist. Der Kreis der Abonentinnen steigt stetig und geht von Wissenschaftlerinnen bis hin zu privaten Abonentinnen. Ein weiterer Schritt der Professionalisierung des Journals ist die Beantragung einer ISSN im Jahr 2000.

2001

Studien Netzwerk Frauenforschung NRW

Die STUDIEN des Netzwerks Frauenforschung bieten Wissenschaftlerinnen des Netzwerks ein Forum zur Veröffentlichung ihrer Arbeits- und Forschungsergebnisse. Bei den Studien (mit ISBN) wurden mit dem Forschungsbericht 2000 des Netzwerks Frauenforschung eröffnet. Inzwischen ist die Nr. 2 erschienen (siehe Seite 83), zwei weitere Ausgaben sind bereits in Planung.

Ein Blick in die Zukunft...

Interdisziplinarität und kooperativer Ansatz

Die Interdisziplinarität und der kooperative Ansatz des Netzwerks wird an den verschiedenen Etappen unserer Zeitreise immer wieder deutlich. Im Laufe der Zeit wurde so aus einem „losen Garnwerk“ ein immer dichter geknüpftes Netz mit Berührungspunkten, Überschneidungen und gemeinsamen Knoten zum Netz der „good new girls“. Die Liste der Netzwerkprofessuren zeigt die Spannweite der besetzten Disziplinen:

Arbeitswissenschaft und Arbeitsorganisation; Architektur und Bauingenieurwesen; Betriebswirtschaftslehre; Design; Ethnologie; Geschichte; Gesundheitswissenschaften; Japanologie; Journalismus; Kunstgeschichte; Literaturwissenschaft; Medienwissenschaft; Medizin; Musikwissenschaft; Pädagogik; Philosophie; Psychologie; Raumplanung; Recht; Soziologie; Sportwissenschaft; Stadtplanung; Tanzwissenschaft; Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften; Theologie.

Das Netzwerk hat sich stetig vergrößert. Die Zahl der Netzwerkprofessuren beläuft sich heute auf 54 (davon 12 assoziierte), der wissenschaftliche Mittelbau ist mit 65 Mitarbeiterinnen vertreten.

Neues Garn im Sinne weiterer Frauenforschungsprofessuren und neue Knoten im Sinne einer weiteren Vernetzung und Kooperation bedingen ein immer dichteres Frauenforschungsnetz.

Durch das Netzwerk Frauenforschung NRW hält die Frauenforschung nicht nur verstärkt Einzug in die Wissenschaft, vielmehr erfährt sie eine zunehmende Etablierung. Neue Projekte – wie z.B. VINGS – institutionalisieren die Frauen- und Geschlechterforschung als notwendige und ernstzunehmende Wissenschaft.

Die Entwicklung schreitet voran, Stillstand ist nicht in Sicht.

Das Netzwerk – von Wissenschaft, Politik und Frauenbewegung mit viel Energie und produktiver Kreativität geknüpft – braucht weiterhin Unterstützung und Förderung: Für eine langfristige Sicherung der Koordinationsstelle und gegen Mittelkürzungen und Streichungen bzw. Nicht-Besetzungen von Frauenforschungsprofessuren.

Für Profilbildung durch Frauenforschung und Qualitätssteigerung durch Geschlechtergerechtigkeit!

Prof. Dr. Sabine Hering

Welchen Weg geht die "Neue Frau" im Iran?

Im November 2001 ist eine Gruppe von Wissenschaftlerinnen der Universität Siegen (mit Frau Prof. Dr. Helga Deppe von der Universität in Frankfurt als Gast) in den Iran gefahren, um dort mit Kolleginnen und Studentinnen der Universitäten in Teheran, Rasht und Isfahan über die Emanzipation der Frau und die Lebensentwürfe junger Akademikerinnen in Deutschland und im Iran zu diskutieren. Der nachfolgende Beitrag stellt den Versuch dar, die Entwicklungen, die uns bei den jungen Frauen im Iran aufgefallen sind, in das System unserer Wahrnehmungsmuster einzuordnen.

Dass im Iran vieles im Umbruch und im Aufbruch ist, hat sich dank der zunehmenden Aufmerksamkeit, die der persischen Republik seit kurzem zuteil wird, herumgesprochen. Dass auch die Frauen an diesen Veränderungen mitwirken bzw. von ihnen zu profitieren versuchen, ist gleichermaßen offensichtlich geworden, auch wenn sich viele Menschen noch immer nur schwer vorstellen können, dass eine politische Partizipation der Frauen im Tschador möglich sei.

Die schwarzen Hüllen des Tschador sind zwar nach wie vor hinderlich, Sport zu treiben, öffentlich Fahrrad zu fahren und sich den heißen Temperaturen des Landes gemäßiger zu kleiden, aber sie haben nicht vermocht, die Frauen aus der Öffentlichkeit zu vertreiben und sie daran zu hindern, in politischen Fragen ihre Stimme zu erheben: Der Anteil der Studentinnen und Professorinnen im Iran ist höher als der in den meisten Ländern Mitteleuropas; im Fernsehen geben Frauen mit schwarzer Kopfbedeckung selbstbewusst Kommentare zur Lage ab und sie arbeiten in praktisch allen beruflichen Feldern mit erheblichem Erfolg. Ein iranischer Soziologe hat die derzeitige Situation jedoch folgendermaßen charakterisiert: "Die Frauen sind überall vertreten, das heißt aber nicht, dass ihre Probleme gelöst seien." Deshalb stehen die Iranerinnen trotz der erheblichen Fortschritte der letzten Jahre erst am Anfang einer Entwicklung, die auch im Lande selber mit großer Spannung verfolgt wird.

Wie kann diese Entwicklung aussehen? Wir haben uns angewöhnt, die Modernisierung der Frauen in islamischen Ländern mit ihrer "Verwestlichung" gleichzusetzen. Je ähnlicher sie uns werden, um so fortschrittlicher wirken sie in unseren Augen. Diese kurzschlüssige Sicht führt aber mit Sicherheit in Bezug auf die weiblichen Emanzipationsbestrebungen im Iran zu Fehlschlüssen.

Der Entscheidung der Europäerinnen und Amerikanerinnen beispielsweise, den Weg zur Gleichberechtigung über die Stärkung ihrer Autonomie zu gehen (Frauengruppen, Frauenstudien, Frauenzentren, Frauenbuchläden etc.) werden die Iranerinnen niemals folgen wollen, da sie aus einer erzwungenen Autonomie kommen, die sie als Isolation und Benachteiligung erlebt haben. Frauen, die noch immer an Stränden von den Männern getrennt baden müssen, die in Restaurants und vielen öffentlichen Einrichtungen noch an besonderen Tischen "abseits" sitzen und in den Hörsälen mancher Universitäten den Vorlesungen im "Frauenblock" folgen, würden es vermutlich vehement ablehnen, sich zum Zwecke ihrer Emanzipation in reinen Frauengruppen zusammen zu finden.

Ihre Fortschrittsidee stellt ganz im Gegensatz dazu die Partnerschaftlichkeit und Gleichberechtigung mit den Männern in den Mittelpunkt ihrer Wünsche. Junge akademische Frauen, die heute im Iran nach ihren Zukunftsperspektiven befragt werden, wollen deshalb vor allem zweierlei: Sie wollen zum einen zwar gerne heiraten, jedoch nur einen Mann, der sie achtet und ihnen charakterlich und beruflich viel bieten kann. Diejenigen, die sich Kinder wünschen, beschränken diese Perspektive auf ein Kind, maximal auf zwei. Zum anderen streben sie nicht nur eine qualifizierte Ausbildung, sondern auch eine anspruchsvolle Berufstätigkeit an, bei der der Mann und die Kinder ihnen auf keinen Fall im Wege stehen dürfen.

Auch wenn diese Vorstellungen auf den ersten Blick durchaus "westlich" anmuten, zeigt sich bei näherer Betrachtung der Einstellungen der jungen Iranerinnen doch ganz deutlich, dass es vielfach gerade die religiösen, in unserem Sinne eher konservativen Frauen sind, die mit besonderem Selbstbewusstsein und mit

ehrgeizigen Zukunftsplänen in Erscheinung treten. Mit Sicherheit würden viele von ihnen gerne den Tschador ablegen, wenn dies möglich wäre – und einige von ihnen tragen auch jetzt schon durch vorsichtige Lockerungsübungen an ihren Kopfbedeckungen dazu bei, die Befreiung vom Tschador zu beschleunigen. Aber ebenso gewiss ist es, dass kaum eine von ihnen bereit wäre, mit den Frauen im Westen zu tauschen. Ihre Unzufriedenheit und ihre Kritik an der gegenwärtigen Situation, die durchaus spürbar wird, bezieht sich auf die mangelnde Chancengleichheit in vielen gesellschaftlichen Bereiche und die fehlende Sicherheit der Frau in Familie und Öffentlichkeit. Trotzdem fühlen sie sich ihrem Land tief verbunden und kehren mehrheitlich auch nach längeren Studienaufenthalten im Ausland nach Hause zurück. Sie sind mittlerweile zu der Auffassung gelangt, dass es sich im Iran auch als Frau recht gut leben lässt.

“Die Zukunft der Frauen im Iran ist hell!” sagt eine junge Studentin – und sie fügt hinzu: “Wir sind optimistisch, obwohl, oder gerade weil wir die Probleme kennen.” Angesichts dieser Aufbruchsstimmung unter den Frauen ist zu hoffen, dass es auf dem Arbeitsmarkt zukünftig für sie die Positionen geben wird, welche ihrer Qualifikation und ihrem Ehrgeiz angemessen sind. Denn wenn der Arbeitsmarkt weiter so beschaffen bleibt wie er sich zur Zeit darstellt, wird den qualifizierten Frauen gar nichts anderes übrig bleiben, als ins Haus zurück zu kehren, oder doch ins Ausland abzuwandern. Und es ist zu hoffen, dass sich der Wunsch der Frauen nach partnerschaftlichen Beziehungen erfüllen lässt – dass sich also die jungen Männer gleichermaßen emanzipieren, um den hohen Anforderungen, die von weiblicher Seite an sie gestellt werden,

Kontakt und
Information:
Prof. Dr. Sabine Hering
Universität Siegen
FB Erziehungswissenschaft
57068 Siegen
Tel.: 0271-740 4245
Hering@paedagogik.uni-
siegen.de

Christine K. Volkmann

Unternehmensgründungen in Deutschland im internationalen Vergleich unter besonderer Berücksichtigung frauenspezifischer Aspekte

- 1 Ausgangssituation
- 2 Ist in Deutschland ein Gründungsboom festzustellen?
 - 2.1 Anmerkungen zur Gründungsstatistik
 - 2.2 Eine Bestandsaufnahme des Gründungsgeschehens
 - 2.3 Entrepreneurship-Aktivitäten im internationalen Vergleich – Highlights der GEM-Studie 2001
- 3 Gibt es Besonderheiten bei Gründungen von Frauen?
- 4 Wie hat sich die Gründungslehre und -forschung an deutschen Hochschulen verändert?
 - 4.1 Zur Entwicklung und zum aktuellen Stand der Gründungslehre und -forschung
 - 4.2 Mögliche Perspektiven der Gründungslehre und -forschung

1 Ausgangssituation

Unternehmensgründung sowie Unternehmertum und Selbständigkeit sind Schlagworte, die in Deutschland seit einigen Jahren in der wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Diskussion stark in den Vordergrund getreten sind. Mit der Etablierung des ersten Gründungslehrstuhls in 1998 setzte

auch ein verstärktes wissenschaftliches Interesse an dem Thema Entrepreneurship ein. Einhergehend mit der politischen Forderung nach einem „besseren Gründungsklima“ und einer „Neuen Kultur der Selbständigkeit“ haben zahlreiche Bundesländer Dienstleistungsangebote für Gründerinnen, Gründer, und z.T. auch junge

Unternehmen entwickelt. Beispielhaft sei an dieser Stelle die Initiative „GO!“ als eine Gemeinschaftsaktion von Nordrhein-Westfalen und der Wirtschaft dieses Bundeslandes genannt. Diese besteht seit mehr als fünf Jahren mit den Zielen, mehr Gründungen, stabilere Unternehmen und eine Verbesserung des gesellschaftlichen Umfeldes zu erreichen. Seitdem sind in Nordrhein-Westfalen eine große Zahl von Existenzgründerinnen und -gründer unterschiedlichster Zielrichtung begleitet worden, sei es z.B. durch Experten der Gründungsberatung, durch Hochschullehrer oder gar durch ehrenamtlich tätige Senior Consultants. Bundesweit gab und gibt es vielfältige Tagungen und Kongresse rund um das Thema „Gründung“. Darüber hinaus wurden zahlreiche lokale und überregionale Businessplan-Wettbewerbe durchgeführt sowie Unternehmer- und Unternehmerinnenpreise vergeben. An vielen bundesdeutschen Hochschulen wurden Gründungslehrstühle und Professuren geschaffen, um in der Komplementarität von Forschung, Lehre und Praxis einen „Entrepreneurial Spirit“ zu entwickeln. Was aber haben alle diese Initiativen und Maßnahmen gebracht? Sind in den letzten Jahren tatsächlich mehr Gründungen in Deutschland im Vergleich zu den Jahren zuvor erfolgt? Wie sind die Gründungsaktivitäten in Deutschland im internationalen Vergleich einzuordnen? Gibt es mehr Frauen, die den Schritt in die Selbständigkeit gewagt haben? Welche Entwicklung und Perspektiven verzeichnet die Gründungslehre und -forschung?

2 Ist in Deutschland ein Gründungsboom festzustellen?

2.1 Anmerkungen zur Gründungsstatistik

Die Frage, ob in Deutschland ein Gründungsboom festzustellen ist, könnte leicht beantwortet werden, wenn es eine originäre Gründungsstatistik geben würde. Mangels originärer Datenquellen basieren jedoch alle Zahlen zum Gründungsgeschehen auf Sekundärstatistiken. Zuverlässige Aussagen über die absolute Anzahl von Unternehmensneugründungen sind deshalb derzeit bundesweit nicht möglich. Darüber hinaus erfolgt auch keine differenzierte Erfassung der Unternehmensgründungen nach Kriterien wie Geschlecht oder Einzel- und Teamgründungen. Den-

noch liefern uns Sekundärstatistiken grundlegendes Datenmaterial, um wissenschaftlich begründete Aussagen und Folgerungen treffen zu können. Wesentliche statistische Quellen zur Erfassung von Unternehmensgründungen basieren auf Daten

- über Gewerbean- und -abmeldungen,
- der Umsatzsteuerstatistik,
- von Creditreform (Creditreform ist die größte deutsche Kreditauskunftsdatei, die über eine umfassende Datenbank zu deutschen Unternehmen verfügt) sowie
- der Deutschen Ausgleichsbank.

Eine grundlegende Statistik über die Anzahl von Existenzgründungen, in der neben den Unternehmensgründungen auch freiberuflich tätige Männer und Frauen enthalten sind, ist die Selbständigenzahl. Diese wird auf Basis des Mikrozensus ermittelt und erfasst. Der Mikrozensus ist die amtliche Repräsentativstatistik über die Bevölkerung und den Arbeitsmarkt, an der jährlich 1 Prozent der Haushalte in Deutschland beteiligt sind.

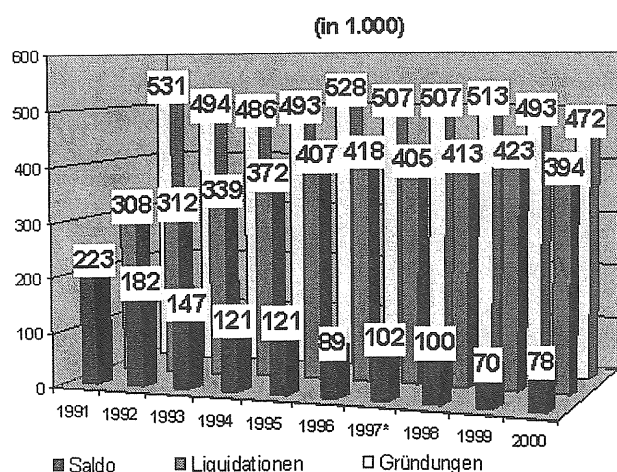
Die genannten statistischen Quellen haben ihre jeweils spezifischen Vor- und Nachteile auf die ich an dieser Stelle nicht näher eingehen möchte (Struck 1999). Die weiteste Verbreitung von Statistiken über Unternehmensgründungen haben unter mehreren konkurrierenden Konzepten insbesondere die auf den Gewerbean- und -abmeldungen basierenden Schätzungen des Bonner Instituts für Mittelstandsforschung (IfM) und die Analysen des Mannheimer Zentrums für Europäische Wirtschaftsforschung (ZEW) auf Grundlage der Creditreform-Daten gefunden. Zudem ist im internationalen Vergleich der Global Entrepreneurship Monitor (GEM) von besonderer Bedeutung. Um die Entwicklungen von Unternehmensgründungen in Deutschland im Zeitablauf besser verstehen zu können, werden im Folgenden die Gründungsstatistik des IfM sowie die Selbständigenzahl und Daten der Deutschen Ausgleichsbank sowie des GEM-Länderberichtes 2001 herangezogen.

Das IfM bereinigt die Gewerbean- und -abmeldestatistik um Ungenauigkeiten wie Betriebsverlagerungen und Rechtsformänderungen. Erfasst werden sollen ausschließlich originäre Unternehmensgründungen, d.h. jeder erstmalige Aufbau eines Unternehmens. Das IfM leitet auf diese Weise Zahlen über die Gründungen und Liquidationen in Deutschland ab. Die

Datenbasis der DtA umfasst öffentlich geförderte Unternehmen. Die GEM-Studie basiert vor allem auf länderspezifischem statistischen Material sowie Experten- und Bevölkerungsbefragungen.

2.2 Eine Bestandsaufnahme des Gründungsgeschehens

Eine statistische Bestandsaufnahme des Gründungsgeschehens von 1991 bis 2000 zeigt ein nicht einheitliches Bild. Gründungen und Liquidationen schwanken im Betrachtungszeitraum, wie dies die Gründungsstatistik des IfM verdeutlicht. Während 1991 noch 531 Tausend Unternehmen gegründet wurden, lag die Zahl im Jahr 2000 mit 472 Tausend Gründungen um 11 % niedriger. Auch der Gründungssaldo - d.h. die Differenz zwischen Neugründungen und Liquidationen - lag mit 78 Tausend im Jahr 2000 deutlich unter dem Spitzenwert von 1991. Tatsächlich war der Gründungssaldo in den letzten fünf Jahren niedriger als in den Jahren zuvor. Von einer Gründungswelle oder einem Gründungsboom kann daher auf Basis dieser Statistik nicht gesprochen werden. Dennoch wäre es oberflächlich und voreilig auf dieser Grundlage eine negative Bilanz des Gründungsgeschehens ableiten zu wollen.



*seit 1987 Neuberechnung auf Basis der vom Statistischen Bundesamt bundesinhaltenlich erfassten Gewerbean- und abmeldungen, Quelle: IfM, Bonn

Abb. 1: Gründungen und Liquidationen 1991 - 2000 in Deutschland

Um ein differenzierteres Bild zu erhalten, müssten vertiefende strukturelle Betrachtungen vorgenommen werden. Beispielsweise müssten Umsatz- und Beschäf-

tigungswirkungen der Neugründungen zusätzlich berücksichtigt werden. Weiterhin wäre eine regionale und branchenspezifische Betrachtung erforderlich, d.h. eine Analyse nach den einzelnen alten und neuen Bundesländern sowie nach der Branche in der die Unternehmensgründungen vorgenommen wurden. So sind z.B. High-Tech-Gründungen von besonderer Bedeutung für die Gründungsdynamik eines Landes. Nach einem Gründungsreport des Zentrums für Europäische Wirtschaftsforschung, hat sich der Anteil der High-Tech-Gründungen an allen Gründungen in Deutschland von rd. 13 % im Jahr 1998 auf fast 15 % in 1999 erhöht. Zum Anstieg tragen vor allem Dienstleistungsunternehmen bei, die Beratungs- und Serviceleistungen im Innovationsprozess anbieten. Strukturell haben sich in Deutschland insgesamt in den letzten Jahren positive Veränderungen im Innovationsprozess vollzogen. Die sog. „new economy“ verzeichnete von 1991 bis 2000 ein dynamisches Wachstum, was sich aber rein quantitativ in der Entwicklung der Zahlen nicht widerspiegelt.

Mit Blick auf die Selbständigenzahl ist von 1991 bis 2000 ein insgesamt kontinuierlicher Anstieg in Deutschland zu verzeichnen. Von 1991 bis 2000 erhöhte sich die Selbständigenzahl insgesamt von 3,1 Millionen um rd. 18 % auf 3,6 Millionen. Auch bei den weiblichen Selbständigen stieg die Zahl respektabel von 780 Tausend um fast 30 % auf rd. 1,0 Millionen an.

Der Anteil der Frauen an den Selbständigen insgesamt erhöhte sich von 1991 bis 2000 von 26% auf 28%. Wie die Abbildung zeigt, beläuft sich dabei der Anstieg in den alten Bundesländern von 25% auf 27%, während in den neuen Bundesländern der Anteil zwischen 28% und 30% schwankte. Für die auf Basis der Mikrozensus erhobene Selbständigenzahl lässt sich ein kontinuierliches Wachstum in den letzten Jahren - sowohl bei den männlichen und noch deutlicher bei den weiblichen Selbständigen - feststellen.

In Fachkreisen international stark beachtet ist die GEM-Studie (GEM = Global Entrepreneurship Monitor), in der seit 1998 jährlich vom Babson College und der London Business School ein weltweiter Vergleich der Unternehmensgründungen durchgeführt wird. In der kürzlich veröffentlichten GEM-Studie 2001 sind Ergebnisse eines 29 Länder-Vergleiches enthal-

ten. Für Deutschland werden die relevanten Daten von dem Wirtschafts- und Sozialgeographischen Institut der Universität zu Köln erhoben. Wie das folgende Schaubild zeigt, belegt bei dem weltweiten Vergleich der gesamten Entrepreneurship-Aktivitäten (Total Entrepreneurship Activity) Deutschland mit einer Quote von 7,04% nur Rang 22 unter den 29 beteiligten Ländern. Die mittlere Gründungsquote beträgt über alle GEM-Länder 9,68%, wobei die Spannweite von Belgien mit 4,59% bis Mexiko mit 18,75% reicht. Der westeuropäische Mittelwert liegt bei 7,98%. Niedrigere Gründungsquoten werden innerhalb Westeuropas nur noch in Belgien, den Niederlanden und Schweden erzielt. Auch auf Basis dieser aktuellen Untersuchung, ist ein Gründungsboom in Deutschland nicht festzustellen.

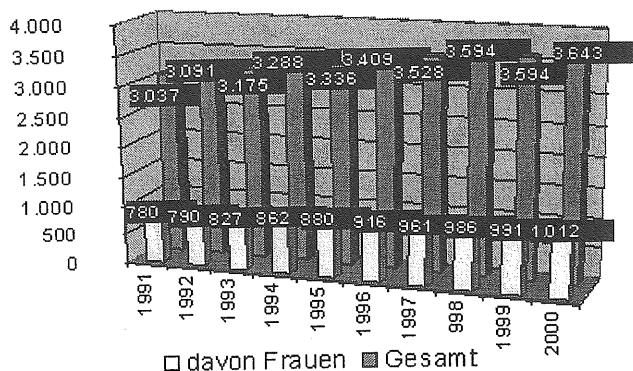


Abb. 2: Selbständige gesamt (Quelle: Statistisches Bundesamt)

3 Gibt es Besonderheiten bei Gründungen von Frauen?

Generell bestehen typische Probleme, die von dem überwiegenden Anteil berufstätiger Frauen zu lösen sind. Hierzu zählen insbesondere die Doppelbelastung durch Familie und Beruf, durch Erziehungszeiten bedingte Unterbrechungen der Berufstätigkeit, die häufig weniger qualifizierte Ausbildung und damit einhergehend die geringeren Aufstiegschancen in Führungspositionen. Hinzu kommt, dass Frauen seltener als ihre männlichen Kollegen die Gelegenheit haben, Methoden der Gesprächs- und Verhandlungsführung, der Rhetorik und des Selbstmanagements zu lernen und zu praktizieren. Für nahezu jede berufstätige Frau mit Kind oder Kindern erfordert das Zusammenspiel von beruflichem und familiären Engagement flexible Organisations- und Arbeitszeitmodelle.

Das arbeiten nach Prioritäten, Delegation von Verantwortung und pragmatische Lösungen werden notwendig. Die beispielhaft aufgeführten Probleme liegen auf der Hand und müssen nicht durch empirische Forschung belegt werden.

Über die allgemeinen Probleme einer berufstätigen Frau hinaus haben Existenzgründerinnen und Unternehmerinnen jedoch spezifische Anforderungen und Herausforderungen zu bewältigen, die eine wissenschaftliche Betrachtung des Themenkomplexes sinnvoll erscheinen lassen. Wenngleich die wissenschaftliche Behandlung der Existenzgründungen von Frauen in den vergangenen Jahren Fortschritte gemacht hat, ist der Forschungsgegenstand derzeit noch sehr lückenhaft bearbeitet. Die Datenbasis ist sehr begrenzt, internationale Vergleiche erfolgen nur partiell in Teilbereichen, wie beispielsweise die GEM-Studie verdeutlicht. Die zugänglichen statistischen Daten erlauben es nur in beschränktem Umfang fundierte Aussagen zu den Unterschieden zwischen männlichen und weiblichen Gründern zu treffen. Viele konkrete Handlungsempfehlungen für Gründerinnen basieren auf Erfahrung und Intuition und nicht auf fundierter Daten- und Informationsgrundlage.

Was ist aber nunmehr für weibliche Existenzgründungen charakteristisch und wie können etwaige Besonderheiten begründet werden? Auf Basis empirischer Studien und relevanter Daten lassen sich insbesondere folgende charakteristischen Merkmale weiblicher Existenzgründungen hervorheben:

- (1) Der Anteil der Frauen an Gründungen ist geringer als jener der Männer.
- (2) Die Gründungschancen schätzen Frauen tendenziell pessimistischer ein als Männer. Der Unterschied ist um so größer, je höher das Niveau der Gründungsaktivitäten liegt.
- (3) Das Gründungsmotiv von Frauen ist häufig die Not (z.B. als alleinerziehende Mutter oder durch Arbeitslosigkeit und Diskriminierung am Arbeitsplatz) und seltener die Verwirklichung einer Geschäftsidee.
- (4) Bezogen auf die Betriebsgröße, d.h. Anzahl der Arbeitnehmer und Umsatz, gründen Frauen in der Regel kleine und kleinste Unternehmen. Die Investitionssummen der Gründerinnen sind jedoch höher als dies häufig unterstellt wird.

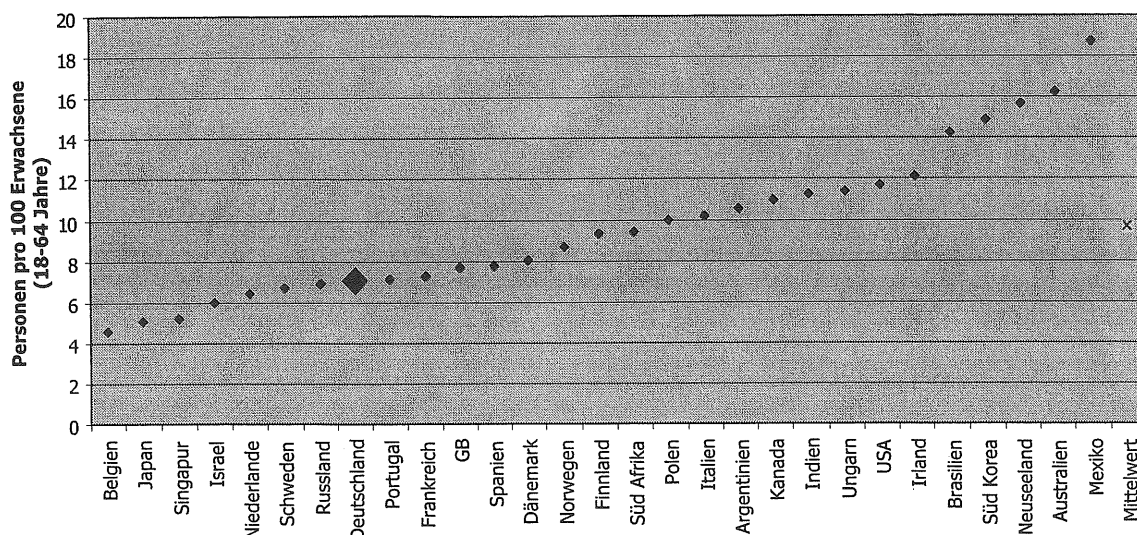


Abb. 3: Total Entrepreneurial Activity - im internationalen Vergleich (Quelle: GEM Länderbericht Deutschland)

- (5) Der Eigenkapitaleinsatz von Gründerinnen ist geringer als der von Gründern.
- (6) Gründer- und Unternehmerinnen nehmen selten Private Equity (Beteiligungskapital von Venture Capital-Gesellschaften und Business Angel) in Anspruch.
- (7) Frauen gründen in der Regeln in Branchen mit niedrigen Markteintrittsbarrieren (z.B. Dienstleistungen, Handel, freie Berufe).

Diese Aufzählung erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Vielmehr sollen wesentliche Besonderheiten weiblicher Existenzgründungen transparent gemacht und – soweit möglich – durch Heranziehung von Daten und Informationen begründet werden.

Zu (1) Der Anteil der Frauen an Gründungen ist deutlich geringer als jener der Männer.

Abbildung 4 zeigt, dass in allen 29 an der GEM-Studie beteiligten Länder der Anteil der Männer an den Unternehmensgründungen deutlich höher als jener der Frauen. Deutschland belegte im internationalen Vergleich der weiblichen Existenzgründungen in 2001 Rang 21. Dabei kommen in Deutschland auf eine Gründerin 2,26 Gründer. Die Relation in der vergleichsweise gründungsstarken USA beträgt 1:1,47. Die GEM-Studie folgert speziell für Deutschland, dass in einem erheblichen Umfang ein noch nicht ausgeschöpftes Potenzial an Gründerinnen existiert, das es zu aktivieren gilt.

An dieser Stelle müssten eine weibliche Gründungsforschung sowie zielgruppenorientierte Ausbildungen und Train-

ings sowie Mentoring-Programme ansetzen. Entsprechende Erfahrungen aus den USA liegen uns vor.

Zu (2) Die Gründungschancen schätzen Frauen tendenziell pessimistischer ein als Männer. Der Unterschied ist um so größer, je höher das Niveau der Gründungsaktivitäten liegt.

In den von 1998–2001 jährlich durchgeführten GEM-Bürgerbefragungen schätzten die Frauen die Gründungschancen stets pessimistischer ein als die Männer. Die geschlechtsspezifischen, unterschiedlichen Einschätzungen korrespondieren mit den tatsächlichen Gründungsaktivitäten.

Zu (3) Das Gründungsmotiv von Frauen ist häufig die Not und seltener die Verwirklichung einer Geschäftsidee. Wie Abbildung 6 verdeutlicht, ist bei der Analyse der Gründungsmotive auffallend, dass Gründungen in Deutschland häufig aus einer Notlage heraus erfolgen und seltener, um eine Geschäftsidee zu verwirklichen. So kommen in Deutschland auf eine „Notgründung“, bei denen die Gründer-/innen über keine bessere Erwerbsalternative verfügen, 2,6 Gründungen, die das Ziel haben, eine Geschäftsidee zu verwirklichen. Die entsprechende Relation liegt im sonstigen Westeuropa bei 1:5,3 und erreicht in den USA 1:8,3.

Bislang verfügen wir noch nicht über ausreichendes Daten- und Informationsmaterial, welches bestätigt, dass sich insbesondere Frauen aus der Not heraus selbständig machen. Zu vermuten ist dies jedoch. Plausible Gründe wären – als alleinerziehende Mutter, durch Arbeits-

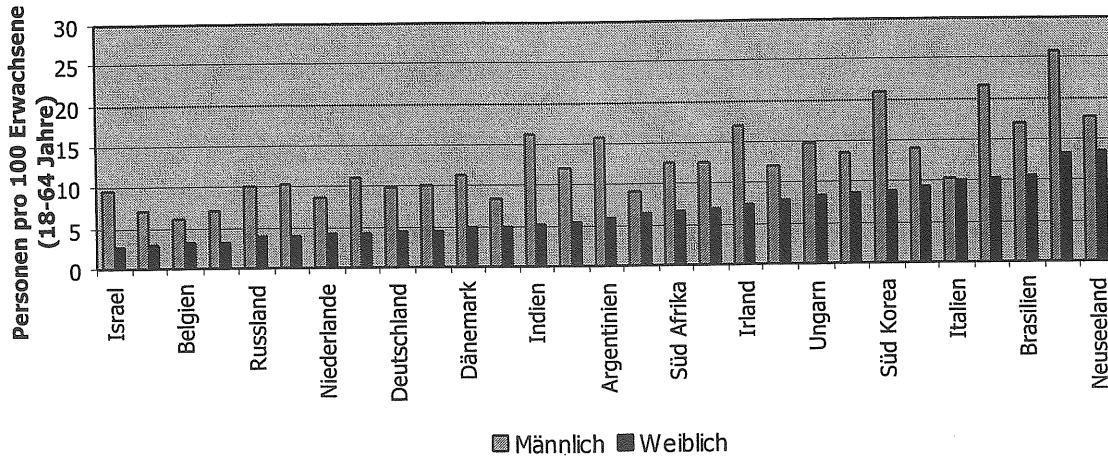


Abb. 4: Gesamte Gründungsaktivitäten (Quelle: unveröffentlichte GEM-Länderberichtsdaten)

losigkeit oder Diskriminierung am Arbeitsplatz – selbständig sein zu müssen.

Zu (4) Bezogen auf die Betriebsgröße, gemessen an der Anzahl der Arbeitnehmer und des Umsatzes, gründen Frauen in der Regel kleine und kleinste Unternehmen (Rudolph / Welter 2000, S. 10). Die Investitionssummen der Gründerinnen sind jedoch höher als dies häufig unterstellt wird.

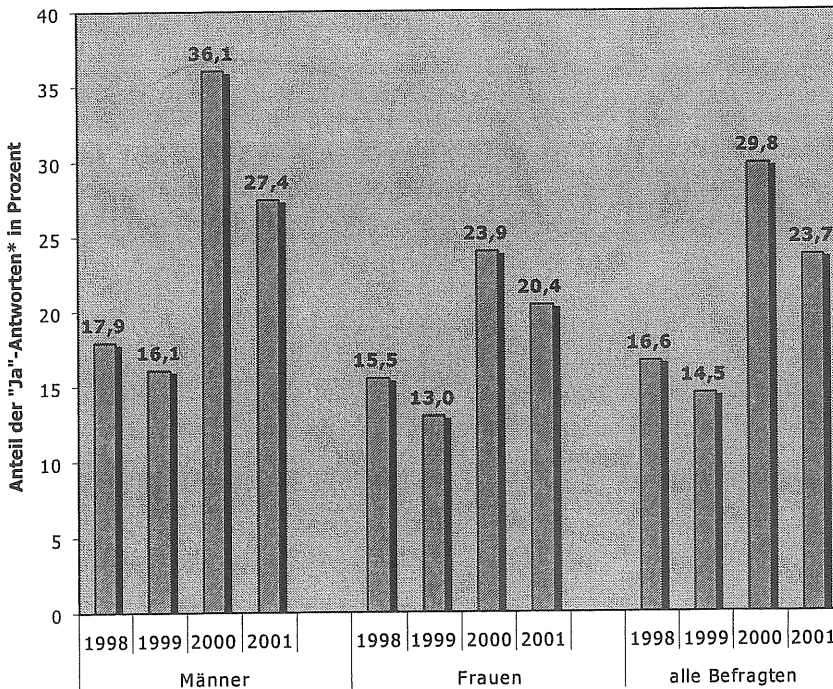
Vereinzelte Studien, wie die von Annette Rudolph und Friederike Welter zu Gründerinnen verdeutlichen, dass bezogen auf die Betriebsgröße, d.h. die Anzahl der Arbeitnehmer und Umsatz, Unternehmen von

selbständigen Frauen tendenziell klein bis sehr klein sind. Frauen sind jedoch keine Einzelkämpferinnen. Dies wird z.B. durch die Förderstatistik der Deutschen Ausgleichsbank deutlich, nach der im Jahr 2000 Gründerinnen in den alten Ländern durchschnittlich einen und in den alten Ländern zwei Arbeitsplätze schaffen konnten.

Die Investitionsvolumina der Gründerinnen sind teilweise höher als dies häufig unterstellt wird. Dies verdeutlichen Statistische Daten der DtA, wonach in 2000 immerhin mehr als 64% der Gründerinnen mehr als 50.000 Euro investierten (Tchouvakhina 2001).

Zu (5) Der Eigenkapitaleinsatz von Gründerinnen ist geringer als der von Gründern. Dieses Charakteristika kann durch den Förderreport der Deutschen Ausgleichsbank für das Jahr 2000 belegt werden. Danach setzen gut 51% der Gründerinnen (Gründer 46%) überhaupt kein Eigenkapital ein. Etwa 87% der Gründerinnen (Gründer 79%) investieren eigene Mittel in Höhe von max. 25.000 Euro. Während 21% der Gründer Eigenmittel über 25.000 Euro einsetzten, waren es bei den Gründerinnen lediglich 13,5%.

Zu (6) Gründer- und Unternehmerinnen nehmen selten Private Equity



* Die Originalfrage lautet: „In den nächsten sechs Monaten werden sich in der Region, in der Sie leben, gute Möglichkeiten für eine Unternehmensgründung ergeben.“

Abb. 5: Einschätzung von Gründungschancen in Deutschland nach Geschlecht (Quelle: GEM Länderbericht Deutschland 2001)

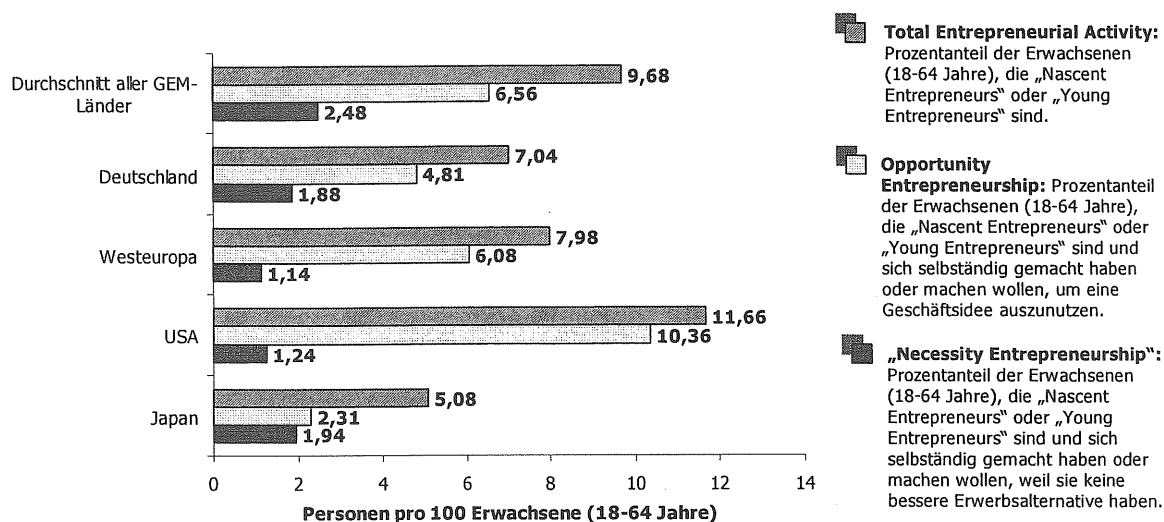


Abb. 6: „Total Entrepreneurial Activity“ nach Gründungsmotiven und ausgewählten Ländern bzw. Ländergruppen (Quelle: GEM Länderbericht Deutschland 2001)

(Beteiligungskapital von Venture Capital-Gesellschaften und Business Angel) in Anspruch.

Diese Beobachtung basiert auf US-amerikanischen Erfahrungen, wonach weniger als 10% der Gründerinnen und Unternehmerinnen Venture Capital nachfragen. Für Deutschland liegen hierzu noch keine bundesweiten Erhebungen vor. Nach stichprobenartiger Befragung von Venture Kapitalgebern dürfte der Anteil von Frauen, die VC in Deutschland in Anspruch nehmen z.Z. bei ca. 1-2% liegen. Da Venture Capital-Geber nahezu ausschließlich Teams und nicht Einzelpersonen finanzieren und viele Teamgründungen sowohl aus Frauen als auch Männern bestehen, sind eindeutige geschlechtsspezifische Aussagen allerdings auch nur schwer möglich. In der Literatur findet sich in diesem Zusammenhang die These, dass Frauen weniger als Männer über das weite Spektrum an Finanzierungsmöglichkeiten wissen. Viele Frauen kennen den klassischen Bankkredit, mehr aber auch nicht. So sind nur wenige Gründerinnen und Unternehmerinnen über die Möglichkeit einer Finanzierung und Begleitung durch Business Angels informiert.

Zu (7) Frauen gründen in der Regel in Branchen mit niedrigen Markteintrittsbarrieren und hoher Wettbewerbsintensität (z.B. Dienstleistungen, Handel, freie Berufe). Erziehung, Ausbildung, Berufserfahrung

und -kompetenzen sind dabei maßgebliche Bestimmungsfaktoren für die Berufs- und Branchenwahl. So absolvieren Frauen zumeist weniger technische Ausbildungen und Studiengänge. Da Gründerinnen zudem über eine geringere Eigenkapitalausstattung als Gründer verfügen, machen sie sich seltener im kapitalintensiven industriellen Gewerbe oder Baugewerbe selbständig. Tendenziell spiegelt sich der Wandel von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft in den letzten Jahren in einem deutlichen Anstieg der DtA-Darlehenszusagen wider. Dabei stieg im Dienstleistungssektor in 2000 – im Vergleich zum Vorjahr – der Anteil der DtA-Darlehenszusagen an Gründerinnen um 3% auf 63% und an Gründer um rd. 4% auf gut 46% an.

4 Wie hat sich die Gründungslehre und -forschung an deutschen Hochschulen verändert?

4.1 Zur Entwicklung und zum aktuellen Stand der Gründungslehre und -forschung

Bis etwa Mitte der 90er Jahre waren es vor allem große Organisationen und Institutionen, die das Bild in Wirtschaft, Wissenschaft und Öffentlichkeit maßgeblich positiv prägten. Die Ausbildung an deutschen Hochschulen war dementsprechend insbesondere auf die öffentliche Verwal-

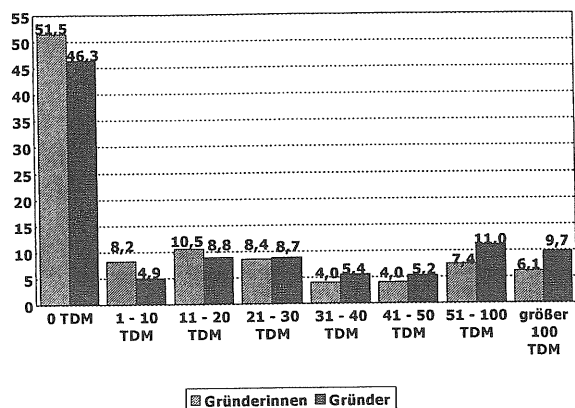


Abb. 7: Eigenkapitaleinsatz der Gründerinnen und Gründer 2000 in % (Quelle: DTA)

tung und Großunternehmen ausgerichtet. Einhergehend mit der Erkenntnis, dass kleine und mittlere Unternehmen weitaus mehr Arbeitsplätze als Großunternehmen schaffen, stieg das politische, wirtschaftliche und wissenschaftliche Interesse an Existenz- und Unternehmensgründungen

sprunghaft an. Es entstanden vielfältige Initiativen, Beratungsstellen und Netzwerke, zum Thema Existenzgründung. In diesem Zeitgeist entstand eine Initiative des BMWi und der DtA zur Einrichtung von Gründungslehrstühlen.

Wie hat sich die Gründungsforschung und -lehre an deutschen Hochschulen seitdem konkret verändert?

Im Jahre 1998 konnte der erste Gründungslehrstuhl in Deutschland seine Arbeit aufnehmen. Wie das Schaubild zeigt, sind seither insgesamt 42 Gründungslehrstühle und Professuren entstanden. Davon haben 26 ihren Lehrbetrieb aufgenommen, 12 sind noch ausgeschrieben und 4 sind geplant. Derzeit gibt es 12 besetzte Lehrstühle an Universitäten und 10 an Fachhochschulen. Der Anteil der Professorinnen an den Gründungslehrstühlen und Professuren beläuft sich auf durchschnittlich

Tabelle 2: Gründungslehrstühle in Deutschland - Differenzierung nach Universität/Fachhochschule

	Anzahl insgesamt	Arbeitende Lehrstühle/Professuren		Ausgeschriebene Lehrstühle/Professuren	Geplante Lehrstühle/Professuren
		Professoren	Professorinnen		
Universität	20	12	1	5	2
Fachhochschule	22	10	3	7	2
Gesamt	42	22	4	12	4

- ↻ Frauenanteil gesamt 18 %
- ↻ Frauenanteil Uni 8 %
- ↻ Frauenanteil FH 30 %

18%. Auf die Fachhochschulen entfallen 30% und auf die Universitäten 8%, d.h. konkret auf eine Professorin.

Ein breites Spektrum an Themenschwerpunkten wird von den Gründungslehrstühlen und -professuren abgedeckt. Die Inhalte reichen vom Gründungsmanagement über Unternehmensnachfolge, Unternehmensentwicklung bis hin zum Gründungsmarketing und der Gründungsfinanzierung. Nach derzeitigem Stand widmet sich keiner der Gründungslehrstühle und Professuren explizit einer geschlechtsspezifischen Gründungsforschung.

4.2 Mögliche Perspektiven der Gründungslehre und -forschung

Insgesamt ist die Gründungslehre und -forschung in Deutschland noch ein junger Themenkomplex, in dem bislang viele Untersuchungsfelder nicht oder kaum bearbeitet wurden und vielfältige Fragen offen sind. Der Bereich steckt in Deutschland - im Unterschied zu der angelsächsischen Welt - noch in den Kinderschuhen. Hinsichtlich der Gründungslehre besteht noch ein erheblicher Bedarf an fundierten, praxisbezogenen Konzepten und Fallstudien auf der einen Seite und einer wissenschaftlich untermauerten Entrepreneurship-Theorie auf der anderen Seite. Die Notwendigkeit einer Integration praxisbezogener Bausteine in die Lehre verdeutlichen u.a. die Ergebnisse der HIS-Studie 2000. Diese zeigt auf Basis einer repräsentativen Befragung von Hochschulabsolventen/-innen, dass Defizite in ihrer Ausbildung, insbesondere in der Entwicklung der Kommunikations-, Organisations- und Kooperationsfähigkeit, dem fachübergreifenden Denken sowie der Praxisrelevanz/-erfahrung bemängelt werden (Holtkamp / Imsande 2001, S. 50).

Quelle: FGF, Förderkreis Gründungs-Forschung e.V., Entrepreneurship Research, Stand September 2001

Da viele Hochschulprofessoren und -professorinnen über keine eigene unternehmerische Erfahrung verfügen, ist es im Hinblick auf eine glaubwürdige Vorbildfunktion wichtig, in Veranstaltungen geeignete Gründerpersonen, Unternehmer/-innen sowie auch Kapitalgeber zu integrieren. Erfahrungen in den USA haben uns gezeigt, dass dies dort bereits seit Jahren erfolgreich praktiziert wird. Vor diesem Hintergrund werden im deutschsprachigen Raum künftig neue und veränderte Unterrichtsformen erforderlich, welche die Bedürfnisse der Studierenden und Hochschulabsolventen verstärkt berücksichtigen. Für weibliche Studierende, Hochschulabsolventinnen und Gründerinnen sind spezifische Ausbildungsmodule zu entwickeln, die den jeweiligen Anforderungen dieser Zielgruppen – mit Blick auf den Aufbau einer selbständigen Existenz – besser gerecht werden. Ziel sollte es sein, die Gründungslehre so zu erweitern, dass sie den spezifischen Bedürfnissen von Gründerinnen verstärkt Rechnung trägt.

Im Rahmen der Gründungsforschung ist grundsätzlich eine bessere Systematisierung und Integration der Forschungsergebnisse auf dem Weg zu einer Entrepreneurship-Theorie anzustreben. Generell wissen wir noch zu wenig über Gründungs- und Wachstumsprozesse von Unternehmen und ihre kritischen Erfolgsfaktoren. An deutschen Hochschulen wurde das Forschungsgebiet „Gründer- und Unternehmerin“ bislang nahezu vollständig vernachlässigt. Insgesamt gibt es also noch viele weiße Flecken auf der deutschen Forschungslandkarte im Bereich Entrepreneurship, die es zu entdecken und zu bearbeiten gilt. Sowohl in der Gründungsforschung als auch in der Gründungslehre ist dabei in Zukunft eine verstärkte interdisziplinäre Ausrichtung und Bearbeitung des Themenbereiches zu erreichen.

5 Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Die uns vorliegenden statistischen Daten zu Unternehmensgründungen verdeutlichen, dass in Deutschland in den letzten Jahren insgesamt nicht von einem Gründungsboom gesprochen werden kann. Da der Bereich Ausbildung in die jeweilige Verantwortung der Bundesländer liegt,

müsste zur differenzierteren Betrachtung ein länderspezifischer Vergleich erfolgen. Strukturell haben sich in Deutschland insgesamt in den letzten Jahren positive Veränderungen vollzogen. Dabei verzeichnete die sog. „New Economy“ von 1991 bis 2000 vor allem ein qualitatives Wachstum, was in einer rein quantitativen Gründungsstatistik nicht zum Ausdruck kommt.

Geschlechtsspezifische Aussagen zur Unternehmensgründung sind nur eingeschränkt möglich, da die Daten- und Informationsbasis noch sehr begrenzt ist. Eine differenzierte originäre Gründungsstatistik wäre hilfreich, um fundiertere Erkenntnisse in der Gründungsforschung gewinnen zu können. Auf Basis von Studien und relevanter Daten sind wesentliche Charakteristika weiblicher Existenzgründungen erkennbar. Diese erfordern jedoch teilweise noch eine wissenschaftlich fundierte Untermauerung.

Die Gründungslehre und -forschung ist in Deutschland noch ein junger Themenkomplex, in dem bislang viele Untersuchungsfelder nicht oder kaum bearbeitet wurden und vielfältige Fragen offen sind. Ausgehend von Erfahrungen in den USA werden im Bereich Entrepreneurship in den nächsten Jahren veränderte Unterrichtsformen in Deutschland entstehen, wobei eine interaktive Vorgehensweise erforderlich wird. Verstärkte Teamarbeit und Fallstudienforschung werden ebenso notwendig wie die Einbeziehung von Unternehmer/-innen in den Unterricht.

Abschließend ist ein Ergebnis des GEM-Länderberichtes 2001 besonders hervorzuheben: „In Deutschland besteht ein noch nicht ausgeschöpftes Potenzial an Gründerinnen, das es zu aktivieren gilt“. Hierzu fehlt es jedoch noch an systematischen und umsetzungsorientierten Konzepten. Wesentliche Ansatzpunkte zur Förderung von Unternehmensgründungen sowie des qualitativen und quantitativen Wachstums der Unternehmen von Frauen sind:

- eine Gründungsforschung und -lehre, die insbesondere frauenspezifische Aspekte berücksichtigt,
- zielgruppenorientierte Ausbildungen und Trainings,
- Mentoring-Programme,
- Inkubatoren, die insbesondere auf die Besonderheiten und spezifischen Belange von Gründerinnen unterstützten,
- Best-Practices (Vorbilder) und weibliche Business Angels,

- verbesserte Netzwerkbildung und -pflege,
- transparentere Informationen über Finanzierungsmöglichkeiten.

Literatur

Clemens, R. / Freund, W. (1994), Die Erfassung von Gründungen und Liquidationen in der Bundesrepublik Deutschland - Statistische Grundlagen und empirische Ergebnisse aus Nordrhein-Westfalen und Sachsen, Bonn;

DtA, Deutsche Ausgleichsbank (2000), DtA - Förderreport: Die DtA - Förderbereiche im Jahr 2000, Bonn;

Holtkamp, R./Imsande, Jens (2001), Selbständigkeit von Hochschulabsolventen - Entwicklungen, Situation und Potential - Kurzinformation, HIS, Hannover;

IfM Bonn (13.11. 2001), Gewerbemeldestatistik, www.ifm-bonn.de/dienste/gruendw.htm;

Ministerium für Wirtschaft und Mittelstand, Energie und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen

(2001), Bilanz der Gründungs-Offensive NRW „GO!“, 1996 - 1999: mit vorläufigen Ergebnissen 2000, Düsseldorf;

Reynolds, P.D. / Hay, M. / Bygrave, W. D. / Michael Camp, S. / Autio, E. (2000), Global Entrepreneurship Monitor: 2000 Executive Report, London;

Rudolph, A. / Welter, F. (2000), Mehr Erfolg für Gründerinnen: Wie jungen Unternehmen gefördert werden - ein internationaler Vergleich: Schriften und Materialien zu Handwerk und Mittelstand, Heft 5, Essen;

Struck, J. (1999), Quo vadis Gründungsstatistik? Wissenschaftliche Reihe der DtA, Bd. 10, Bonn;

Tchouvakhina, M. (2001), Wirtschaftsfaktor Unternehmerin - Erfolgreiche Förderpolitik aus Sicht der Deutschen Ausgleichsbank, Vortragsmanuskript, Bonn;

Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung (ZEW) Mannheim (2001), Gründungs-Report: Technologieintensive

Verena Bruchhagen - Kirsten Hack - Iris Koall - Gisela Steenbuck

Frauenstudien der Universität Dortmund

Entwicklungslinien, Perspektiven und das Projekt „Managing Gender & Diversity“

Die Idee für ein kontinuierliches Weiterbildungsangebot für Frauen entstand nach dem ersten Frauenforum im Revier 1979. Ein spezifisches, an Emanzipations- und Qualifizierungsinteressen orientiertes wissenschaftliches Angebot wurde entwickelt, dem die traditionellen Bildungseinrichtungen nicht entsprechen konnten oder wollten. Die Orientierung auf (neue) Themen, die Frauen diskutieren, erarbeiten und erforschen wollten, erforderte ein Curricular wie ein methodisch-didaktisch besonders zugeschnittenes (Weiter-)Bildungsangebot. Mit dem Beginn der FRAUENSTUDIEN wurde daher eine allgemein qualifizierende wissenschaftliche Weiterbildung geschaffen, die zunächst an der besonderen Lebens- und Arbeitssituation von Frauen, insbesondere an den steigenden Anforderungen an Vereinbarkeit von Beruf, Familie und Privatleben ansetzte.

Konzeptionelle Leitgedanken

Vor dem bildungspolitischen Hintergrund der Forderung nach „sozialer Öffnung der Hochschule“ zielte der Leitgedanke der FRAUENSTUDIEN darauf, auch nicht-formal erworbene Qualifikationen als (weiter)bildungsrelevant geltend zu machen. Kompetenzen und Erfahrungen aus der ehrenamtlichen Arbeit, sowie Qualifikationen und Kompetenzen aus Haus- und Familienarbeit galten somit auch als Kriterium für die Zulassung zu universitärer Weiterbildung. Dies war besonders in den 80er bis in die 90er Jahre für das Ruhrgebiet mit seiner Montanstruktur und der

einseitigen Förderung von männerorientierter Erwerbsarbeit eine wichtige bildungspolitische Dimension.

Verwertbarkeit

Viele Teilnehmerinnen nutzen die FRAUENSTUDIEN als berufliche Zusatzqualifikation, Umorientierung oder niveauvolle Vorbereitung auf einen Wiedereinstieg. Persönlichkeitsbildung, fachliche Qualifizierung und politische Bildung fließen im FRAUENSTUDIEN - Konzept zusammen und ermöglichen vielseitige Verwertungsmöglichkeiten. Absolventinnen der FRAUENSTUDIEN arbeiten in den unter-

schiedlichsten Bereichen von Politik, Erwachsenenbildung, Kultur und anderem mehr. Heute ist durch Ausdifferenzierung vieler Praxisfelder in der Frauenarbeit – die Gleichstellungsarbeit sei hier nur als ein Beispiel genannt – ein dezidierter Bedarf an professionellem Gender-Know-How entstanden. Gefragt ist eine systematisch reflektierte Professionalität in Bezug auf Grundlagen, Konzeptionen und Anwendungsmöglichkeiten geschlechterrelevanter Fachlichkeit. Für viele Professionsfelder sind diese spezifischen Kenntnisse mittlerweile vorausgesetzt.

Theorie-Praxis-Verbindung

Die enge didaktische Verknüpfung von Theorie und Alltags- und Berufspraxis stellt ein Qualitätsmerkmal der FRAUENSTUDIEN dar. Die Wissenschaft wird zur systematischen und kritischen Reflexion bisheriger Praxis der Geschlechter und zur Entwicklung alternativer Konzeptionen und Strategien genutzt. Die zahlreichen Kooperationen mit Einrichtungen und Institutionen der Frauenarbeit und der Gleichstellungspraxis sowie die Orientierung auf aktuelle Diskurse und Ergebnisse der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung ermöglichen die Einbindung aktueller gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Entwicklungen und Diskussionen.

Zum Studium

Selbstorganisation und erwachsenengerechtes Lernen sind wichtige Voraussetzungen für das Studieren in einem offenen Curriculum. Das Studienangebot hat sich über die Jahre merklich erweitert. Die Angebote gliedern sich in die übergeordneten Schwerpunkte Theorie – Praxis – Methoden und ermöglichen die Teilnahme an unterschiedlichen Fachdisziplinen von der Soziologie, Psychologie, Politikwissenschaft über die Erziehungswissenschaft bis zur Raumplanung (um nur einige zu nennen). Auch die Gruppe der Teilnehmerinnen der FRAUENSTUDIEN hat sich verändert. Zum einen ist die Anzahl derer, die bereits über eine qualifizierte Erstausbildung verfügen, ständig gewachsen. Die Motivation zur Aufnahme dieses Studiums zeigt sich zum andern auch bei jüngeren Frauen, die das Angebot der FRAUENSTUDIEN als spezialisierende Zusatzqualifizierung zu ihrer Erstausbildung hinzunehmen. Die Teilnehmerinnen erhalten nach erfolgreichem

Abschluss des Studiums von der Universität Dortmund das Zertifikat „Referentin für Frauenfragen in Bildung, Kultur und Politik“

FRAUENSTUDIEN heute

sind ein systematisch aufgebautes, wissenschaftsorientiertes Studienangebot zur Qualifizierung für Tätigkeiten in der emanzipatorischen Frauenarbeit und der Gender-Praxis. Das Angebot der Lehrveranstaltungen ist teilweise für Regelstudentinnen und -studenten geöffnet. Die FRAUENSTUDIEN sind damit stärker in den gesamtuniversitären Bereich integriert. Die wissenschaftliche Leitung obliegt Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel. Das Profil der FRAUENSTUDIEN hat sich über die Jahre erweitert ohne den Bezug zu seinen bildungs- und frauenpolitischen „Wurzeln“ verloren zu haben. Ziel ist nach wie vor die qualifizierte Weiterentwicklung eines Angebots wissenschaftlicher Weiterbildung in der Konzeption einer geschlechtergerechten und geschlechterrelevanten Professionalisierung.

Mit dem erfolgreichen Fortbildungsangebot „Managing Gender and Diversity“ sind neue wissenschaftliche Entwicklungen, fachliche Schwerpunktsetzungen und Vernetzungen auf den Weg gebracht worden, die sowohl für die Geschlechterforschung, wie für die Praxis der wissenschaftlichen Weiterbildung neue Impulse setzen. Managing Gender & Diversity ist ein Weiterbildungsangebot, das die Frauenstudien der Universität Dortmund in Kooperation mit dem Institut Kirche und Gesellschaft / Iserlohn entwickelt haben.

Das Thema Managing Diversity entstammt der us-amerikanischen Gleichstellungsdiskussion und wird als Konzept zur Bewältigung sozialer Unterschiede (des Geschlechtes, Alters, der sozialen Herkunft, Ethnie und Religion) in Organisationen bereits erfolgreich angewendet. Managing Diversity hat keine explizite gesetzliche Grundlage, wie beispielsweise die Programme zur Chancengleichheit der „Affirmative Action“ in den USA, sondern ist das Ergebnis einer normativen Übereinkunft innerhalb der Unternehmen zur Ermöglichung von diskriminierungsfreien Arbeitssituationen.

Beachtenswert für die Übertragbarkeit des us-amerikanischen Managing Diversity auf europäische Kontexte ist jedoch, dass die Antidiskriminierungs-idee gesetzlich eingebunden und damit einfor-

derbar ist. Daraus resultiert eine Wirtschaftlichkeit der Investitionen in Diversity Initiativen für Unternehmen, was erheblich zu der Verbreitung der Diversity-idee in den USA beigetragen hat. Die Rentabilität sozialer Investitionen ergibt sich für die Unternehmen zum einen durch die Risikominimierung bzw. Vermeidung möglicher kostspieliger individueller Klagen auf Beseitigung von Diskriminierung, zum anderen wird durchaus ein Effizienzsteigerung durch die Kreativität und Anpassungsfähigkeit einer heterogenen Mitarbeiterschaft konstatiert. Interessanterweise lässt dies den Aktienwert der Unternehmen steigen und bildet die funktionale Basis einer normativen Orientierung des Managing Diversity in Unternehmen. Die deutsche Diskussion zu der Integration von gesellschaftlichen Minoritäten erfolgt noch in wesentlich geringerem Umfang, als dies in den multikulturellen Einwanderungsländern erforderlich geworden ist. Verzögernd wirkt eine konservative Diskussion um „deutsche Leitkultur“ bzw. „Lebenslüge Multikulturalität“ so Merz und Merkel (CDU) im Herbst 2000, die immer noch auf einen Anspruch verweist, eine eindeutig erkennbare Idee von deutscher Kultur durchsetzen zu wollen. Diversity kann auch als Semantik bezeichnet werden, die sich auf vielfältige Diskussionen über gesellschaftliche Veränderungsprozesse bezieht und sich von der Lei(d)tkulturdebatte verabschiedet. Das Reden über Diversity fordert dazu auf, die bereits bestehend und sicherlich auch funktionale Vielfalt von Menschen und Lebensstilen zu beobachten und darüber zu reden.

... und was Diversity nicht ist:

Managing Diversity ist keine Konzept, das jetzt und gleich eine gesellschaftlichen Veränderung von Dominanzverhältnissen bewirkt. Sondern es setzt eher auf die langfristigen und zähen Prozesse der Förderung von organisationaler Toleranz und Offenheit. Es ist jedoch intendiert, dass die Veränderungen der sozialen Beziehungen in Profit- und Non-Profit-Organisationen auf bestehende gesellschaftliche Dominanzverhältnisse einwirken können. Managing Diversity hat nicht die gezielte Reichweite von Konzepten zur Herstellung von Chancengleichheit oder die Demokratisierungsidee der gegenwärtigen Diskussionen zum Gender

Mainstreaming. Managing Diversity beruht auf der Idee, dass hochqualifizierte personale Ressourcen knapp sind, und dass das Management und die organisationale Struktur sich verändern können. Das geschieht durchaus im Rahmen von zunehmender Individualisierung und Entsolidarisierung von Gesellschaften.

Das Weiterbildungsprogramm Managing Gender & Diversity des Projektes DiVersion setzt sich zum Ziel, die Führungskräfte und Mitarbeitenden zum bewußten Umgang mit sozialen Differenzen in Organisationen zu befähigen und die eigenen – zumeist impliziten – Werte in der Konstruktion von „Normalität“ zu reflektieren. Dabei werden alltägliche Kommunikationsstile und handlungsleitende Annahmen einer Revision unterzogen (Höher 2002). Das Zulassen von Verschiedenheit und ein Konfliktmanagement sind demnach Voraussetzungen für die Kreativität einer lernenden Organisation (Bruchhagen 2002). Das Abweichende, Fremde wird als Chance für das Nachdenken über alltägliche Normalitäten und als Impuls für Innovationen genutzt. Das Ziel ist die „transkulturelle Organisation“. In ihr gilt Diversität nicht als problematisch, sondern wird als positives Potenzial anerkannt. Vielfalt zu managen bedeutet, kulturelle Vielfalt zu benennen, zu verstehen, zu moderieren, zu akzeptieren und zu vernetzen.

Managing Diversity eröffnet daher ebenfalls eine Perspektive für die bisherige Gleichstellungsdiskussion. Angenommene geschlechtsspezifische Unterscheidungen im Sozial- oder Führungsverhalten von Männern und Frauen können im Rahmen eines Diversity-Konzeptes thematisiert, reflektiert und genutzt werden. Aber sie können auch relativiert und harmonisiert werden – was je nach Interesse des Betrachters / der Betrachterin von Vorteil oder Nachteil sein kann. Managing Diversity verlässt die Idee des Zwangs durch Gesetze und Frauenförderrichtlinien und setzt auf Evolution der Kultur im Unternehmen. Das Weiterbildungsangebot des Projektes „DiVersion“ des Institutes Kirche und Gesellschaft und der Frauenstudien der Universität Dortmund ist ein systemtheoretisch begründetes Trainingsangebot zum Erlernen der Fähigkeiten des Managing Diversity – in dem der Genderthematik eine wesentliche Bedeutung zukommt. Dabei geht es um den Einsatz von Instrumenten und

Übungen sowie um die Vermittlung theoretischer Grundlagen, die ein Managing Diversity in Organisationen entwickeln helfen.

Das modular organisierte Weiterbildungsangebot „Managing Gender & Diversity“ bietet an, Orientierungswissen und Handlungsinstrumente zur Bewältigung sozialer Unterschiede in Organisationen zu entwickeln. Diversity in der Organisation bezieht sich auf die Unterschiede der Menschen als Mitarbeiter oder Kunden und kann recht allgemein nach den Kriterien von Geschlecht, Alter, Ethnie, Hautfarbe, Religion, sozialer Schicht, Lebensstil u.a. skizziert werden. Diversity in Organisationen bedeutet, dass jeder Mensch mit seinen charakteristischen, persönlich veränderlichen und unveränderlichen, organisationalen und institutionellen Bedeutungen zum Bestandteil von Organisationen in Verwaltung und Unternehmen wird. Eine Herausforderung ist, dass die meisten deutschen Organisationen als monokulturell bezeichnet werden können: Der „normale“ Angestellte ist weiß, männlich, heterosexuell und mittleren Alters. Anders zu sein wird leicht mit minderwertig gleichgesetzt („nur Frau“, „noch zu jung“, „schon zu alt“, Ausländer...). Vielfalt wird oftmals als Bedrohung für das effektive Funktionieren der Organisation empfunden. Der Alltag von Gleichstellungsbeauftragten besteht z.T. darin die Abweichungen von Arbeitsbedingungen und Kultur der „männlichen Normalangestellten“ in der Organisation sichtbar und nutzbar zu machen und Alternativen durchzusetzen. Die Praxisrelevanz des Projektes ist durch die langjährigen Erfahrungen der beiden Partnerinstitutionen im Bereich der universitären Weiterbildung, der Frauen- und Geschlechterforschung, sowie die praktischen Erfahrungen im Bereich der Frauenbildung und Frauenprojektarbeit gewährleistet.

DiVersion arbeitet unter anderem an der Fähigkeit der MitarbeiterInnen für Ihre sozialen Kontexte die Heterogenität in ihren jeweiligen Organisationen nutzbar zu machen. Dabei werden die folgenden Ebenen systemisch bearbeitet:

- Reflexion eigener Werte, Prägungen, Handlungsmuster der Beteiligten und ihre Bedeutung für die Organisation (Kognition/Emotion)
- Wahrnehmung und Zulassen von Verschiedenheit in der Gruppe oder Orga-

nisation sowie von Verbindendem und Gemeinsamkeiten (Beobachten)

- Entwickeln von Kommunikationsfähigkeit und Konfliktfähigkeit (Handeln)

Ziel ist es, die Fähigkeiten zum Umgang mit Verschiedenheit zu entwickeln, indem

- Kenntnisse über die Funktionsweisen von Organisationen vermittelt werden, indem zum einen geschlechterhomogene Kontexte in ihren Erstehungsbedingungen erläutert werden und zum anderen die Möglichkeiten ihrer Dekonstruktion verdeutlicht werden (Modul A),
- die Kenntnisse über die Herkunft und Entwicklungslinien des us-amerikanischen Konzeptes „Managing Diversity“ vermittelt werden und für Team- bzw. Gruppenprozesse ein Verständnis für Unterschiedlichkeit erlernt werden kann (Modul B),
- interkulturelle Kompetenz als Fähigkeit zur Interaktion zwischen Menschen mit unterschiedlichem kulturellen Hintergrund entwickelt wird, mit dem Ziel Unterschiede zu überbrücken und Missverständnissen vorzubeugen (Modul C),
- transkulturelle Kompetenz entsteht, als Fähigkeit zum *gemeinsamen* Schaffen von etwas Neuem jenseits ethnischer, sozialer oder geschlechtsspezifischer Unterscheidungen (Modul D),
- die Bereitschaft und die Fähigkeit entwickelt wird, die Konflikte der Verschiedenheit zu erkennen, zu analysieren und zu entscheiden (Modul E).

Das modular organisierte Weiterbildungsangebot enthält damit je vier Theorie- und Trainingseinheiten sowie ein Supervisionsangebot, und ermöglicht die verschiedenen Aspekte des kognitiven und emotionalen Erlernens von Diversity zu erfahren. In den Theoriemodulen zu den Themen Gender und Organisation, Managing Diversity, Management des Sozialen, Kommunikation, Konflikt und Geschlecht werden sowohl Fragen der Personal- und Organisationsentwicklung als auch der sozialen Konstruktion von Gender und Fremdheit bearbeitet. Die Trainingseinheiten sind als Awareness-Training (Schulung von Achtsamkeit, Selbstreflexion und Aufmerksamkeit) und Skill-Building-Training (Verhaltenstraining) konzipiert. Die ergänzende Supervision reflektiert die sozialen Prozesse der Menschen in Organisationen und ermöglicht

somit eine Verantwortlichkeit für die Gestaltung des Diversityprozesses zu entwickeln. Die Gruppensupervision orientiert sich an gruppenspezifischen Aspekten der Herstellung von Homogenität (Gruppenidentität als Normierung; Konstitution des sozialen Raumes durch Abgrenzung / Ausgrenzung; als Identifikation / Deidentifikation; Entwicklung von der Rivalität bzw. Konkurrenz zum Wettbewerb) und bearbeitet den Weg zu Heterogenität (Kulturproduktion statt Kulturdominanz, Partizipation statt Unterordnung). Dabei werden personale und organisationale Aspekte der Ermöglichung von Diversity interdependent gesehen.

Als wesentlich für die erfolgreiche Durchführung des Weiterbildungsangebotes hat sich die Kooperation zwischen UnternehmensberaterInnen, TrainerInnen und WissenschaftlerInnen erwiesen. Kooperierende OrganisationsberaterIn ist z.B. Angelika Plett (MitteConsult/ Berlin), die seit Anfang der 90er Jahre mit dem Thema Managing Diversity befasst ist. Sie arbeitet heute verstärkt mit Teams und Organisationen im Profitbereich (unter Einbeziehung des Ansatzes der „Lernenden Organisation“). Auf der Basis interkultureller Bildung in der Anti-Rassis-

mus-Arbeit entwickelte sie ihre eigene Vorgehensweise zur Anwendung des Diversity-Audits in Organisationen. Die Ausbildungen bei renommierten us-amerikanischen Diversity-TrainerInnen Gardenzwartz & Rowe sowie bei Charles Hampton Turner unterstützten ihre Professionalisierung als Diversity-Trainerin. Mit Genehmigung von Gardenzwartz & Rowe wendet sie das amerikanische Trainingsmaterial – bezogen auf deutsche/europäische Verhältnisse – an. Im Rahmen von DiVersion ist sie als Trainerin sowie als Referentin und Mitveranstalterin der Konferenzen tätig.

Am 13./15. Juni 2002 wird mit einer Fachtagung, die sich u.a. mit dem Theorie-Praxistransfer des Managing Diversity, dem Genderaspekt, sowie den amerikanischen und niederländischen Wurzeln des Diversitykonzeptes befassen wird, der zweite Kursdurchgang eröffnet. Direkt im Anschluss an die Tagung bietet am 16. Juni 2002 ein Workshop mit Anita Gardenzwartz und Lee Rowe, Portland / USA (beide Trainerinnen arbeiten seit ca. 15 Jahren in den USA erfolgreich mit ihrem Konzept des Diversitymanagements) eine gute Gelegenheit die Ressourcen und Herausforderungen des Diversity-Trainings zu erfahren.

DiVersion: Managing Gender & Diversity – Termine 2002/2003

Module	Grundlagen	Anwendung	
Gender & Organisation			
A	Entwicklungen, Entscheidungen und Netzwerktheorien Dr. Iris Koall Dieter Rothardt 24./25.1.2003	Gendernetworking Verena Bruchhagen, N.N. 13. / 14. 12. 2002	Gendermainstreaming und Gendertraining Anne Werthmann, N.N. 11./12.7.2003
Managing Diversity			
B	Managing Diversity Entwicklungslinien und Anwendungsmöglichkeiten Dr. Iris Koall Dieter Rothardt 15. / 16. 11. 2002	Diversity-Training Kulturelle Identität und Kooperation Angelika Plett Fritz Schütte 21. / 22. 09. 2002	
Management des Sozialen			
C	Interkulturelle Kompetenz in Systemen Verena Bruchhagen Dr. Iris Koall 28./29.3.2003	Methoden zur Entwicklung interkultureller Kompetenz Friederike Höher, Stefan Schmidt (angefragt) 21./22.02.2003	Das Fünf-Kulturen-Spiel Simulation zur Förderung interkultureller Kompetenz Friederike Höher Anne Werthmann 19./20.9.2003
Konflikt und Organisation			
D	Kommunikation, Kultur und Geschlecht Dr. Michaela Judy Verena Bruchhagen 6./7.11. 2003	Konfliktmoderation und Mediation Friederike Höher, N.N. 16./17.5.2003	

Kontakt und Information:
DiVersion im Sekretariat des Institutes Kirche und Gesellschaft bei: Viola Schwarzrock, v.schwarzrock@kircheundgesellschaft.de

Ingrid Biermann

Frauen- und Geschlechterforschung an

Das universitäre Labor für Gender Studies (LIEGE) ist ein bundesweites Netzwerk von Wissenschaftlerinnen und Studentinnen in der Schweiz. Sie haben Frauen- und Geschlechterfragen in ihre Forschung und Lehre integriert und wollen dazu beitragen, die Gleichstellung der Geschlechter zu fördern.

Das Projekt LIEGE entstand 1998 auf Initiative einer Arbeitsgruppe der Universität Lausanne hin. Ihr gehörten Mitglieder der Theologischen Fakultät, der Philosophischen Fakultät und der Fakultät für Sozial- und Politikwissenschaften an. Im Herbst 2000 hat das LIEGE mit der Einrichtung einer Professur für Geschlechterstudien an der Universität Lausanne feste Gestalt angenommen (Prof. Patricia Roux und Gael Pannatier als wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Aufbau des Netzwerks). Ziel ist es, ein Netzwerk zu etablieren, das allen offen steht, die im Bereich von Geschlechterstudien arbeiten, unabhängig von Status und Fachzugehörigkeit. Das LIEGE will die Anerkennung der Geschlechterstudien in der Schweiz vergrößern und seine Institutionalisierung vorantreiben. Zu seinen Aufgaben gehören die Organisation von Kolloquien und Unterstützung bei der Veröffentlichung von wissenschaftlichen Arbeiten. Zukünftig wird LIEGE sich auch an der Redaktion und Leitung der französischsprachigen Zeitung „Nouvelles Questions Féministes“ beteiligen. Zugleich ist es das Ziel, universitäre Gleichstellungspolitik zu verankern. Mit Sitz in Lausanne geht es dennoch darum, den Austausch zwischen DeutschschweizerInnen und RomandEs zu fördern sowie die Zusammenarbeit zwischen den am LIEGE beteiligten Universitäten. Partner des LIEGE sind bislang Wissenschaftlerinnen und Studentinnen der Université de Lausanne, der Universität Basel, der Universität Bern, der Université de Fribourg, der Université de Genève, der Universität Luzern, der Université de Neuchâtel und der Universität Zürich. Weiterhin gehören ihm die Ecole d'Etudes Sociales et Pédagogiques Lausanne und die Feministische Wissenschaft Schweiz an.

Ulrike Bergermann, Claudia Breger, Tanja Nusser

Konferenzbericht: Techniken der Reproduktion, Universität Paderborn 1./2. Dezember 2001

Veranstaltet von: Dr. Ulrike Bergermann, Dr. Claudia Breger (beide Universität

Die Ende November 2001 durch die Presse gegangene Mitteilung, es sei zum ersten Mal gelungen, menschliche Embryonalzellen zu klonen, hat die Aktualität unseres Tagungsthemas einmal mehr bestätigt. "Techniken der Reproduktion" prägen aber nicht nur den biomedizinischen Diskurs (und die sich aus ihm ergebenden politischen und ethischen Problematiken), sondern sind auch grundlegend für die Konstitution von Kultur und Gesellschaft, für die künstlerische und mediale Diskursivierung der Vorstellungen vom Menschen und der ‚Geschlechterordnung‘. Ausgehend von diesen Überlegungen haben wir auf der transdisziplinären, internationalen Konferenz aktuelle biotechnologische und biopolitische Entwicklungen mit kultur- und medienwissenschaftlichen Überlegungen zusammengeführt, die sich mit der Reproduktion von Texten und Identitäten befassen. Dabei standen nicht zuletzt die Grenzen zur Debatte, die geistes- und naturwissenschaftliche Fächer entlang ‚ihrer‘ Bilder, Schriften und Körper gezogen haben.

Im Unterschied zu anderen aktuellen Auseinandersetzungen mit dem Thema Reproduktionstechnologien haben wir die Tagung so angelegt, daß der Begriff der Reproduktion in seinen unterschiedlichen Bedeutungsfeldern zum Tragen kam: medial/kulturwissenschaftlich, biopolitisch, *gendered*. Nicht zuletzt ging es uns darum, eine historische Perspektivierung der Fragestellung vorzunehmen und nach den Kontinuitäten, aber auch Brüchen mit und in jenen Traditionen zu fragen, die von der Technik- und Wissenschafts-, aber auch Phantasmen-geschichte insbesondere der letzten 200 Jahre gebildet werden. Diese Ge-

schichten, die nebeneinander herlaufen, sich aber auch vielfältig überschneiden, wollten wir kleinteilig rekonstruieren, Situierungen verschiedenster reproduktiver Techniken und Technologien vornehmen.

Die Umgestaltung reproduktiver Ordnungen ist – so eine der grundlegenden Annahmen der Konferenz – in zentraler Weise mit Prozessen der Codierung von ‚Geschlecht‘ verknüpft. Während die Diskurse der Reproduktion einerseits mit traditionellen Geschlechtervorstellungen arbeiten, erweisen sie sich andererseits auch als Feld ihrer Re-Vision. Die Konferenz hat diese Prozesse in ihrer Überschneidung mit der Verhandlung von ethnischen/*race*-Markierungen und mit Oppositionen wie Natur vs. Kultur, Mensch vs. Maschine/Ding, Normalität vs. Anormalität thematisiert. Klone, Mütter und Männer, Monster und Mumien: Die Konferenz verfolgte die Fantasien, die mit Hilfe dieser Figuren der Reproduktion artikuliert werden. Gefragt wurde nach ihrer Genealogie im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts, ebenso wie nach ihrer Verknüpfung mit realen Machtpraktiken und technologischen Entwicklungsprozessen. Medientheoretisch werfen biologische wie ästhetische Klone die Frage nach dem Verhältnis von Kontinuität und Variation, Überlieferung und Verschiebung in den Praktiken der Reproduktion auf. Zur Debatte standen nicht zuletzt zentrale Begriffe wie Original und Kopie, Autorschaft und Genealogie.

Im ersten Panel lag der Fokus auf "Disziplin- und Technikgeschichten". Jutta Weber setzte sich in ihrem Vortrag "Technoscience als Epoche? Ontologische, epistemologische und narrative Grundlagen der Techno/

Wissenschaften" in Anlehnung an Donna Haraway und Bruno Latour mit dem Begriff der Technoscience auseinander und fragte danach, inwiefern dieser als ein Epochenbegriff formuliert werden kann. Im Anschluss an Webers Überlegungen zu den Rekonfigurationen der (Selbst)Repräsentation von Subjekten und der symbolischen Ordnung im Zuge der Technisierung von Wissenschaft, deren narrativen Legitimationsformen und der Neukonstruktion des Organischen befasste sich Ulrike Bergermanns Vortrag "Informationsaustausch. Genetik, Kybernetik und Medienkritik" mit der Verzahnung von und dem Austausch von Begriffen zwischen den sogenannten Leitdisziplinen des 20. Jahrhunderts. Daß Interdisziplinarität notwendig auf reduktionistischen Modellen beruht, erklärt weder, warum mit einzelnen Konzepten wie „Information“ oder „Code“ komplette Arbeitsfelder als „entkörperlichend“ kritisiert wurden, noch warum „bloße“ mediale Metaphern im Labor derart erfolgreich in Taten übersetzt werden können. Claudia Reiche ging unter dem Titel "Vom Ursprung des Lebens im Bild. Aufzeichnungen natürlicher und künstlicher Lebensentstehung: *Visible Human, Artificial Life, Genomtechnik*" den wissenschaftlichen und medialen Versuchen nach, des Ursprungs vom Leben habhaft zu werden, immer weiter vor- und einzudringen, um so die Grenzen von Symbolischen, Imaginären und Realen zu verschieben und sich desjenigen zu bemächtigen, das sich entzieht. Das Digitale scheint ebenso unanschaulich wie die Genomtechnik und wird daher mit Bildern des 'Lebendigen' aufgeladen. Birgit Schneider ("Bilder und ihre Wiedergabe. Reproduktionsbegriffe und -verfahren in der Drucktechnik") fragte nach der 'Reproduktion' im Sinne der Abbildung und der Vervielfältigung eines Bildes im Druck. Die 'vera icon' aus dem 15. Jahrhundert macht im Kupferstich jede Kopie zur 'wahren Kopie'. Veronikas Schweißstuch wird im Vokabular moderner Druckverfahren zur 'Matrize', die als 'Patrize' Jesus' Abdruck empfangen haben soll. An diesen Vortrag schloss Gabriele Werner mit "Der Körper in der Anatomie zwischen Medien-

archäologie und Ikonografie" an, der die 'Menschenbilderei' in anatomischen Darstellungen des 19. Jahrhunderts untersuchte: *per investigio* (Erforschung) und *inventio* (Zeichnung, Erfindung) sowohl in der Malerei als auch in der Röntgentechnik ab 1895.

Nachdem sich das erste Panel mit Medien als reproduktiven Orten und Orten der Reproduktion, auch in den Wissenschaften, auseinandergesetzt hatte, konzentrierte sich das zweite unter dem Titel "Biopolitiken" auf biomedizinische und -politische Themen. Ingrid Schneider erläuterte in ihrem Vortrag "Gesellschaftspolitische Regulierung von Fortpflanzungstechnologien und Embryonenforschung" die deutsche Rechtssituation bei PID (Präimplantationsdiagnostik) und die Konsequenzen der rechtlichen Entwicklungen für IVF (in-Vitro Fertilisation) und ICSI (Introzytoplasmatische Spermieninjektion). Kate Boulays Vortrag "New Definitions of Motherhood" setzte sich im Anschluss daran mit der künstlichen Befruchtung auseinander und akzentuierte insbesondere, dass der u.s.-amerikanische Diskurs der künstlichen Befruchtung ein ethnisch/'racial' codierter ist, der im hohen Maße mit Bildern der weißen Familie und des weißen Kindes operiert. Während sich Boulay so mit Bildpotentialen auseinandersetzte, konzentrierte sich Sarah Sexton unter der Überschrift "The Language and Discourse of Human Embryo Cloning: Reflections from the UK and Europe" auf den Bereich der Sprache, um zu zeigen, wie bestimmte Diskurse - und damit verbunden bestimmte moralische/ethische Wertevorstellungen - produziert werden und zur Konstitution des Subjekts, einer Person im juristischen Sinn beitragen. Die diskursive Trennung von reproduktivem und therapeutischem Klonen in 'gutes' und 'böses' oder die Erfindung des "Prä-Embryos" arbeitet deutlich im Sinne einer bestimmten politischen Zielsetzung. Den Abschluß dieser Sektion bildeten Anne Waldschmidts Überlegungen zur "Genetischen Diagnostik in der Normalisierungsgesellschaft", in denen sie auf Jürgen Links Theorie des Normalismus zurückgriff, um anhand vom Triple-Test und PID die Ambivalenzen, aber auch proble-

matischen Konsequenzen der konstruierten Skalen von Normalität und Abweichung – ausgehend von der Schwangerschaftsberatung – herauszuarbeiten. Statistiken wirken nicht direkt repressiv, sondern disziplinieren durch Selbstanpassung an die abgebildete Norm.

Den Abschluss des ersten Tages der Konferenz bildete eine Abendveranstaltung mit Simone Meier. Unter der Überschrift "Buon giorno inferno: Loop, Science Fiction, Crossover – Reproduktionsfantome in deutschem Elektro-Pop und Pop-Theater zwischen Tocotronic und René Pollesch" ging sie den Reproduktionen, Verschiebungen, Verdoppelungen des "Bladerunners" in verschiedenen Medien und performativen Inszenierungen nach. Ihre intermediale Präsentation zeigte Simone, wie Intersektionen der unterschiedlichen reproduktiven Techniken aussehen können, wenn die Techniken der medialen Reproduktion auf den biomedizinischen Diskurs treffen und somit die Konstituierung des Subjekts nicht nur als eine biologische, sondern auch als eine mediale Reproduktion begriffen werden muss.

Im dritten Panel "Monster und Mumien: Re/Konfigurationen von race und Ethnizität" standen zu Beginn des zweiten Tages Figuren des Hybriden, des/der Anderen und des Abjekten im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit: Reproduktive Prozesse funktionieren nicht zuletzt als Ausschlussverfahren, die das Andere erst als das Andere konstruieren, markieren und fest-schreiben. Dies zeigte Cathy Gelbin in ihrem literaturhistorisch angelegten Vortrag zum "Horror der Hybridität: Der Golem, Frankenstein und andere Monster". Gelbin bezog die Hybris der sich selbst zu gottesähnlichen Schöpfern aufschwingenden 'Schöpfer' unheimlicher, mütterloser Monster auf zeitgenössische Ängste vor kultureller und ethnischer Hybridität. Claudia Bregers Vortrag "Alien Egypt: Die Rückkehr der Mumie" näherte sich den – als Wiedergängern auftretenden – Mumien im Film des 20. Jahrhunderts im Hinblick auf ihre Funktionsweise im postkolonialen Dispositiv archäologischer und speziell ägyptologischer Faszinationen. Die Fantasien der

Verlebungung – und komplementären Tötung –, die diesen Mumien szenarien eingeschrieben sind, sind – wie Breger zeigte – mit den biomedizinischen Reproduktionsdiskursen ebenso verschränkt wie mit der Medientheorie, in der das Kino nicht zuletzt aus dem 'mummy complex' heraus theoretisiert worden ist.

Im anschließenden Panel zu "Medialen Artefakten" setzten sich Ulrike Vedder und Julika Funk mit der Literatur um 1800 und des 19. Jahrhunderts auseinander. Während sich Vedders Vortrag "Zwillinge und Bastarde. Literatur, Vererbung und Reproduktion um 1800" mit den epigenetischen Vorstellungen und ihrer Verarbeitung in literarischen Zwilling- und Bastardfiguren befasste, konzentrierte sich Funks Vortrag auf die Frage nach Ursprung, dem Neuen oder dem Originalen. Vedder untersuchte die Debatte um Präformationstheorie und Epigenesis im 18. Jahrhundert in ihren Wechselbezügen mit Philosophie und Literatur. Dabei diskutierte sie die Verhältnisse von biologischer und narrativer Generativität an Begriffen wie dem des Bastards, des Hybriden und der Gattung. Anhand von Kathy Acker und Georges Perec zeigte Funk auf, wie die Postmoderne im Rückgriff auf Modelle "geistiger Zeugung" um 1800 operiert. Deren geschlechtlich kodierte Ursprungsideen werden im "Text als Abschrift" unterlaufen, aber im Modell der Selbstreferentialität neu umgeschrieben, wie Ackers offensives Plagiat der organologischen Metaphorik des 19. Jahrhunderts oder Perecs textuelle Maschinenmetaphorik demonstrieren.

Im abschließenden Panel "Klone, Mütter und Männer: Rekonfigurationen geschlechtlicher Phantasmen" griff Tanja Nusser unter der Überschrift "Die unendliche Reproduzierbarkeit nach seinem Abbilde oder Jesus lebt doch" noch einmal das Thema Klone auf. Anhand von David Rorviks Roman "Nach seinem Ebenbild" folgte sie den christlichen Metaphoriken und Bilpotentialen in der Klonungsdebatte um danach zu fragen, inwieweit die 'ungeschlechtliche' biomedizinische und -technologische, hier noch im Bereich des Imaginären angesiedelte, Vermehrung die christliche Kleinfami-

lie in Frage stellt. Doerte Bischoff wandte sich in "Monströse Mütter der Moderne: Schwangere Körper zwischen symbolischer und biologischer Reproduktion" der Grenze zwischen diesen beiden reproduktiven Ordnungen zu und thematisierte insbesondere ihre Problematisierung in der Moderne. In den Gebärmeteraphoriken literarischer Texte des frühen 20. Jahrhunderts zeigen sich nicht nur eine Enteignung des weiblichen Körpers und eine männliche Selbstermächtigung, sondern auch auktoriale Selbstschöpfungsphantasien. Den letzten Beitrag der Tagung bildete Ines Kapperts "Liegen bleiben und Leben geben. Krisengeschüttelte Männlichkeit im auslaufenden 20. Jahrhundert". Ausgehend von Michel Houellebecques Roman "Elementarteilchen" untersuchte Kappert die Rhetorik der krisengeschüttelten Männlichkeit und zeigte auf, dass diese letztlich – auch durch gentechnologisches Wissen zur Reproduktion ohne 'Umweg' über die Frau – als eine Reproduktion patriarchaler Ordnungsmuster gelesen werden kann.

Insgesamt wurde mit noch größerer Klarheit als erwartet deutlich, wie stark die verschiedenen bearbeiteten Diskurse durch ethnische und *Gender*-Strukturen konstituiert werden, wie fundamental mediale Bedingungen das jeweilige Verständnis von 'Reproduktion' prägen und nicht zuletzt, wie diese Reproduktionsbegriffe immer wieder Bezüge zwischen den Disziplinen ermöglichen, die differenziert Ansatzpunkte für transdisziplinäre Perspektiven eröffnen. In der anregenden Diskussionsatmosphäre kam es immer wieder zu solchen Bezugnahmen, die die Grenzen zwischen den Disziplinen nicht einebneten, sondern reflektiert zur Disposition stellten und konstruktiv Impulse für weitere fachübergreifende Projekte aufzeigten.

Die Ergebnisse der Tagung erscheinen – voraussichtlich im Herbst 2002 – als Band 4 der Reihe Kulturwissenschaftliche Gender Studies (hg. Gisela Ecker/Susanne Scholz) im Ulrike Helmer-Verlag.

Birgit Klöpfer und Margret Westerwinter

Die Faszination der „Gabe“

„Paradoxien der Gabe“ und „Sich selbst geben – Opfer- oder Täterschaft“ – zu diesen Themen hatte Professorin Dr. Gisela Ecker, Fachbereich 3/Allgemeine Literaturwissenschaft, am Donnerstag, den 25. Oktober 2001 im Rahmen eines ersten Workshops zum gerade anlaufenden Projekt über „Gabe und Geschlecht“ in die Universität Paderborn geladen. Die Referenten PD Dr. Michael Wetzel aus Kassel sowie die Münchener Professorin Dr. Ulla Haselstein stellen zwei der wichtigsten Personen innerhalb der deutschen Forschung dar, die sich in den kulturwissenschaftlichen Disziplinen mit dem Thema „Gabe“ auseinandersetzen.

Sich auf eine Lektüre einzulassen, welche die konkurrierenden Tendenzen zwischen den Bereichen der Ethnologie, Philosophie und Soziologie innerhalb der Tradition der Gabendiskussion herausarbeitet, bildete für die Veranstalterin, die Referenten sowie die etwa 40 Zuhörer und Zuhörerinnen den Interessenschwerpunkt des Nachmittags. Aus den Anfangsbetrachtungen der oben genannten Bereiche des viel diskutierten Phänomens „Gabe“ ergibt sich ein breites Spektrum offe-

ner Fragestellungen. So verkörpert diese in der Regel ein Ereignis, welches außerhalb einer strikt rationalisierten Tauschlogik und -ökonomie angesiedelt ist. Auch die Fragen nach den Geschlechtszuschreibungen auf Geber- und Nehmerseite und weiter die Konditionen der materiellen „Gabe“ (das heißt zum Beispiel: Unter welchen Bedingungen wird statt einer „Gabe“ symbolisches Handeln erwartet?) verweist auf neue, noch nicht bearbeitete Diskussionsfelder. Auftakt des Work-

Ausschnitt aus:
Baegert, Dirk: Anbetung der Könige. Alte
Probsteikirche
Dortmund um 1500.



shops war, nach einer kurzen Einführung der Gastgeberin, der Vortrag des Literatur- und Medienwissenschaftlers an der Universität Essen und freien Mitarbeiters am Forschungsbereich Literatur- und Medienästhetik der Uni-GH Kassel, PD Dr. Michael Wetzel. Er befaßte sich mit der Bedeutung von „Zeit geben“, welche auf eine Aporie des „Gebens“ an sich verweise. Ausgangspunkt seiner

Überlegung bildet hier die These Jacques Derridas, welche von einer generellen „Unmöglichkeit der Gabe“ ausgeht.

Anschließend erörterte Ulla Haselstein, Professorin für Nordamerikanische Literatur am Amerikainstitut der Uni München, die soziale Semantisierung von „Gabe“. Haselstein diskutierte anhand aktueller politischer und literarischer Beispiele der „Bindung“, „Erpressung“, „Entschuldigung“ und „Täuschung“ differente Aspekte des „Sich selbst Gebens“.

Die nachfolgende Diskussion verdeutlichte den Anwesenden die breite Vielfalt des Themas, gab Denkanstöße sowie einen ersten Ausblick auf weitere interessante Aspekte dieses neuen Projektes.

Karin Klose M.A.

Zwischen Dominanz und Empowerment: Machtkonzepte und Geschlechterverhältnisse in Ostasien

Bericht vom 10. Workshop „Geschlechterforschung zu Japan“
13.12.–14.12.2001 im Japanisch-Deutschen Zentrum Berlin

Der zehnte Workshop gab neun Wissenschaftlerinnen der Sozial- und Kulturwissenschaften die Gelegenheit, das breite Themenfeld Macht und Geschlecht unter verschiedenen Blickwinkeln auszuleuchten. Hierbei wurden erstmals auch über Japan hinaus neue Entwicklungen in China und Korea in die Betrachtung mit einbezogen.

Zunächst nutzten die Gründerinnen des Workshops, Ilse Lenz und Michiko Mae, das Jubiläum, um Konzeption und Entwicklung und das bisher Erreichte Revue passieren zu lassen. Der Workshop, der jährlich im Rahmen der Jahrestagung der Vereinigung für sozialwissenschaftliche Japanforschung stattfindet, hat sich als interdisziplinäres Forum für die japanbezogene Geschlechterforschung bewährt und vielen jungen KollegInnen die Möglichkeit gegeben, ihre ersten, oft in-

novativen Forschungsansätze vorzustellen und Kontakte zu knüpfen. Ein Fokus lag immer auf den Brüchen und Veränderungen im Geschlechterverhältnis. Dabei spielte das Thema Macht auch in den früheren Veranstaltungen implizit schon eine wichtige Rolle.

Eine wichtige Grundlage für die Strukturierung der Frage nach der Macht auf verschiedenen gesellschaftlichen und politischen Ebenen wurde von Ute Frietsch (Freie Universität Berlin) in ihrem Einführungsvortrag „Macht und Geschlecht – neuere Debatten“ gelegt. Zunächst definierte sie den Begriff Macht als eine soziale Ordnung, die sozusagen alle unterwirft und von der der Aspekt der „Gewalt“, im Gegensatz zum Begriff Herrschaft, zunächst abstrahiert ist. Sie sieht die feministische Theorie in ei-

ner doppelten Positioniertheit zwischen Ideologiekritik, die ihre Grundlagen in einer Gesellschaftstheorie hat, die sich historisch von marxistischen oder materialistischen Ansätzen ableitet, und poststrukturalistischen bzw. dekonstruktivistischen Ansätzen. Eine zentrale Aufgabe feministischer Theoretikerinnen ist es, beide theoretische Strömungen wegen ihrer „Geschlechtsblindheit“ zu kritisieren und sie für ihre eigene Macht- und Herrschaftskritik produktiv zu machen, indem sie sie in Hinblick auf die eigenen politischen Interessen transformieren und die zentralen Begriffe „Frau“ bzw. „Gender“ in das Zentrum ihrer Analyse rücken.

Nicola Spakowski (Freie Universität Berlin) führte anschließend in ihrem Vortrag „Der Wandel von Machtkonzepten und Machstrategien in der Frauenbewegung der VR China“ die drei Phasen auf, die die chinesische Frauenbewegung seit Gründung der Volksrepublik im Jahre 1949 bis zur Gegenwart durchlief. In der maoistischen Phase von 1949 bis Mitte der 70er Jahre galt das Grundprinzip der erfolgreichen Frauenbefreiung und der Gleichheit von Männern und Frauen; die Frauenbewegung wurde vom Staat dominiert und Frauen wurden protektioniert, vor allem bei der Förderung der Berufstätigkeit. In der folgenden Phase der Lockerung staatlicher Kontrolle und der marktwirtschaftlichen Reformen bis Anfang der 90er Jahre entstanden „Frauenprobleme“. Frauen wurden als „defizitäre“ Wesen gesehen, deren latente Potentiale entwickelt werden müssen. Ihre gesellschaftliche und wirtschaftliche Benachteiligung erforderte neue Organisationsformen und Strategien und führte zur Entwicklung indigener Ansätze einer neuen Frauenbewegung von unten. Dabei war ein starkes Bedürfnis der Frauen nach Abbau von staatlicher Kontrolle und die Ablehnung von Protektionismus zu beobachten. In der folgenden Phase der internationalen Einbindung Chinas wurde auch die chinesische Frauenbewegung internationalisiert. Ein wichtiges Ereignis war dabei die UN-Frauenkonferenz 1995 in Peking. Die chinesische Frauenbewegung definierte sich als eine NGO und stellte erneut Forderungen

nach Protektionismus und staatlicher Einflussnahme. Neue Begriffe wie *gender* werden übernommen, mit dem Begriff *empowerment* wird erstmals auch explizit der Begriff Macht verwendet, der in der Volksrepublik bis dahin tabuisiert war. In der anschließenden Diskussion wurde deutlich, dass es zwischen der indigenen Frauenbewegung, deren Vertreterinnen teilweise Restriktionen unterliegen, und den Vertreterinnen des internationalen Feminismus z.T. erhebliche Spannungsverhältnisse gibt.

Hiromi Tanaka (Stipendiatin der Heinrich-Böll-Stiftung) widmete sich im folgenden Vortrag dem Thema der „Asiatisierung von japanischen Frauennetzwerken“. Seit den 70er Jahren orientieren sich die japanischen Frauennetzwerke nach Asien. Angestrebt wurde die Entwicklung einer asiatischen Perspektive und eines asiatischen Bewusstseins. Mit den Frauenbewegungen anderer asiatischer Länder wie Korea und den Philippinen wurden gemeinsam die patriarchalen Strukturen analysiert und Aktionen durchgeführt. Transnationale Problematiken wie die Migration von Prostituierten nach Japan als Konsequenz der erfolgreichen Proteste gegen den Sextourismus von Japanern in andere asiatische Länder wurden zunehmend zusammenhängend problematisiert. Die japanische Frauenbewegung sieht die japanischen Frauen im transnationalen Kontext auch als Täterinnen und (Mit-)Verursacherinnen von Ausbeutung und Unterdrückung von Frauen in anderen asiatischen Ländern. Ihr Bewusstsein für historische Kontinuität in diesem Problemfeld bewies ein Teil der japanischen Frauenbewegung in ihrer Initiative für das Tokyoter Kriegsverbrechertribunal, in dem erstmals symbolische Anklage gegen die Verantwortlichen für die Zwangsprostitution asiatischer Frauen während des II. Weltkrieges erhoben wurde.

In ihrem Vortrag „Frauen- und Gewerkschaftsbewegung in Korea“ gab Hannah Cho einen Einblick in die schwierige Situation koreanischer Frauen auf dem Arbeitsmarkt. Gesetzliche Regelungen zur Gleichstellung und Diskriminierungsverbote greifen in der Realität nicht. Aufgrund der Beschäftigungsstrukturen haben Frauen

bei Arbeitslosigkeit meist keinen Anspruch auf Unterstützung, melden sich daher nicht arbeitslos und werden in der amtlichen Erfassung „unsichtbar“. Staatliche Projekte z.B. zur Berufsausbildung sind meist unterfinanziert. Aus Enttäuschung über die Haltung der koreanischen Gewerkschaften zu Frauenbelangen gründeten Frauen in den 80er Jahren die KWWAU (Korean Women Workers Associations United). Die KWWAU ist zumeist auf Spenden von Frauen und eigene Einnahmen angewiesen und leidet unter einer unzureichenden finanziellen und personellen Ausstattung. Ihre Aktivitäten richten sich hauptsächlich auf die Aktivierung von Frauen durch Selbsthilfeprojekte wie selbst verwaltete Unternehmen oder Selbsthilfegruppen für arbeitslose Frauen. Diese Strategie der Aktivierung der unmittelbar Betroffenen zeigt erste Erfolge.

Im zweiten Themenblock des ersten Tages zur medialen Repräsentation von Frauen in Japan stellte Daniela Rechenberger (Universität Trier) zum Thema „Die Medienberichterstattung über die ‚Comfort Women‘-Problematik in Japan“ ihr Forschungsszenario vor, in dem sie anhand der Analyse von Berichterstattungen überregionale Tageszeitungen zu den Themen Zwangsprostituierte und Tokyoer Kriegsverbrechertribunal Erkenntnisse darüber erlangen möchte, welche Rolle die Medien bei der Konstruktion von Begriffen und öffentlichen Diskursen spielen, auch in Hinblick auf Geschlechterverhältnisse und Definitionsmacht. Es zeigte sich jedoch, dass beide Ereignisse von den großen Tageszeitungen weitgehend ignoriert wurden.

Im zweiten Vortrag zu diesem Themenbereich mit dem Titel „*enjo kôsai* – Schülerinnenprostitution“ setzte sich Ryuko Woïgardt (Universität des Saarlandes) mit einem auch in westlichen Medien stark beachteten Phänomen auseinander. Sie wandte sich entschieden gegen eine verengte Beurteilung der „Rendezvous gegen Bezahlung“ (eine mögliche Übersetzung des Begriffs *enjo kôsai*), wie sie von PublizistInnen wie Miyadai Shinji vertreten wird. Dieser geht davon aus, dass Mädchen sich ihren sexuellen Wert nicht mehr zuschreiben lassen und in der Lage sind, Körper und Geist zu trennen. Dagegen führte Frau Woïgardt die steigenden Zahlen von Geschlechtskrankheiten und Abtreibungen bei jungen Mädchen an.

Außerdem sieht sie die Gefahr der unbewussten Missbrauchserfahrung und vor allem eine Werteverstärkung und einen Realitätsverlust in Hinblick auf die weitere Lebensplanung. In ihrem Vortrag wurde deutlich, dass es auch in der Strafverfolgung meist nur die Mädchen sind, die sich strafbar machen und mit Sanktionen zu rechnen haben, während die männlichen Kunden nichts zu befürchten haben.

Vor der für den Abend anberaumten Podiumsdiskussion überbrachte Anja Osiander Grußworte vom Vorstand der VSJF zum zehnjährigen Bestehen des Workshops.

Die Podiumsdiskussion „Macht und Geschlechterverhältnisse in Ostasien“ eröffneten anschließend Hannah Cho, Sabine Frühstück, Ilse Lenz, Michiko Mae und Nicola Spakowski mit Kurzstatements zu Fragen der Macht in ihren eigenen Forschungen und zu Forschungsansätzen und Diskursen über „Macht“ in der Forschung zur Region Ostasien. Für alle Diskutantinnen zeigte sich, dass Macht, und damit auch Partizipations- und Gestaltungsmöglichkeiten, in verschiedenen Bereichen weiterhin sehr ungleich verteilt sind. Vor allem im Arbeitsbereich sehen sich Frauen weiterhin Ausgrenzung und Diskriminierung ausgesetzt. Dagegen stehen ihnen andere Einflussphären zur Verfügung. Eine große Chance für das Aufbrechen alter Strukturen und die Neuordnung von Machtverhältnissen sahen alle in transnationalen und transkulturellen Einflüssen und einer erfolgreichen Implementierung des *empowerment*-Konzeptes. Aus dem Publikum wurde kritisch angemerkt, dass der Begriff *empowerment* auch zur Verschleierung und Uminterpretation vorhandener Verhältnisse benutzt werden kann und in gesamtgesellschaftliche Konzepte eingebunden werden muss, um zu greifen.

Den letzten Teil des Workshops am Freitagvormittag eröffnete Sabine Frühstück (University of California) mit einem mit umfangreichem Bildmaterial bereicherten Bericht „Schwaches Militär – Starke Frauen?“ über ihre Feldforschungen bei den japanischen Selbstverteidigungsstreitkräften (*jieitai* – ein umschreibender Begriff für das japanische Militär, da Japan gemäß Verfassung keine eigene Armee unterhalten darf). In der Selbstdarstellung der *jieitai* spielen die Frauen eine bedeutende Rolle bei der Imageverbesserung und werden in den für die Allgemeinheit

konzipierten Werbematerialien auf allen Posten und in verschiedenen professionellen Tätigkeiten gezeigt. Von der Armee seit den 60er Jahren aktiv umworben, liegt ihr Anteil jedoch nur bei 4%. Die Erwartungen der Frauen richten sich vor allem auf eine *gender*-neutrale Behandlung ohne geschlechtsspezifische Benachteiligung und ein Bewertung nach ihren Fähigkeiten. In von Sabine Frühstück durchgeführten Interviews berichteten die Frauen über positive Erfahrungen in ihrem Arbeitsumfeld; sie sehen sich jedoch in hohem Maße sexueller Belästigung ausgesetzt.

In ihrem Vortrag „(Ehe-)Paarinstitution als Auslaufmodell? – die Debatte um die Single-Gesellschaft in Japan“ analysierte Annette Schad-Seifert (Universität Leipzig) die komplexen Hintergründe des in Japan viel beachteten Phänomens der starken Zunahme von noch nie verheirateten Menschen, die zu einem großen Teil noch bei ihren Eltern leben. In der öffentlichen Meinung hat dieses Singledasein einen Bedeutungswandel vom Symptom gesellschaftlichen Versagens zu einem wohl-situierten Lebensstil mit gesellschaftlicher Anerkennung erfahren. Von dem Soziologen Masahiro Yamada wurde der Begriff des „parasitären Single“ geprägt, der ohne eigene Verpflichtungen und zu Lasten seiner Eltern einen hedonistischen Lebensstil pflegen kann und sich damit den gesellschaftlichen (Rollen-)Erwartungen entzieht. Schad-Seifert sieht die Ursachen für diese Entwicklung jedoch nicht in der Herausbildung neuer, eventuell sogar emanzipatorischer Rollenmodelle, sondern in der wirtschaftlichen Unsicherheit, die eine Familiengründung mit sich bringen kann, und vor allem gerade in dem Festhalten an konventionellen Rollenerwartungen, obwohl man glaubt, sie nicht mehr erfüllen zu können. Diese schließen auch weiterhin eine klare Trennung der Lebensbereiche der Geschlechter mit ein.

In dem letzten Beitrag des Workshops „Zwischen Empowerment und Kooptation: Maternalistische Konzepte in Japan“, stellte Andrea Germer (Deutsches Institut für Japanstudien Tokyo) Maternalismus als ein zentrales Machtkonzept mit gesellschaftlicher und politischer Dimension vor. Bereits in den Anfängen der japanischen Frauenbewegung zu Beginn des 20. Jhd. war die Auseinandersetzung um Mutterschaft und um das Verhältnis von

Mutterschaft und Staat ein zentrales Thema der feministischen Diskurse. In ihrem Wunsch, in ihrer Rolle als Mütter ihre Teilhabe an gesellschaftlicher und politischer Macht auch während der militaristischen Phase in den 30er und 40er Jahren zu bewahren, ließen sich auch große Teile der Frauenbewegung vom Staat für die Kriegsvorbereitungen vereinnahmen. In der Nachkriegszeit entstand aus dem Widerstand gegen Wasserstoff- und Atomwaffen der *hahaoyataikai* (Mütterkongress, erstmals 1955), der sich auch kritisch mit den ehemaligen Kriegsunterstützerinnen auseinandersetzte. In die Kritik geriet dabei auch die Historikerin Takamura Itsue, die bereits in der Vorkriegszeit die Maternalismusdebatte mitbestimmt hatte. Mit ihren Forderungen nach einer selbstbestimmten Mutterschaft bei gleichzeitiger gesellschaftlicher Integration, politischer Partizipation und Erwerbstätigkeit der Mütter und der Vergesellschaftung der Kindererziehung blieb sie jedoch auch für die *women's lib* der 70er Jahre ein Vorbild. Andrea Germer zog aus ihren Untersuchungen den Schluss, das die maternalistische Position neben der Chance zum *empowerment* auch, wie die Geschichte gezeigt hat, die Gefahr der Kooptation beinhalten kann.

In der Abschlussdiskussion wurde die Öffnung des Workshops auf Asien positiv bewertet; es wurde jedoch als problematisch angesehen, bei den begrenzten Ressourcen eine zu große regionale Ausdehnung vorzunehmen. Als eine Option wurde von Anja Osiander vorgeschlagen, gezielt eine Regionalexpertin einzuladen; dies könnte auch durch die VSJF gefördert werden. Weiterhin wurde vorgeschlagen, dass die TeilnehmerInnen eigene Netzwerke nutzen und KollegInnen aus ihrem Umfeld zur Mitarbeit einladen. Besonders bei den Grundlagenreferaten sollten ExpertInnen mit Regionalkenntnissen gewonnen werden, die am gesamten Workshop teilnehmen. Aus den Vorschlägen für den nächsten Workshop kristallisierte sich ein starkes Interesse an dem Thema „Reproduktion von Geschlecht im Vergleich“ heraus. Zu diesem Bereich wird im Frühjahr 2002 wieder ein call for papers an alle Interessierten versandt werden.

Berichte und aktuelle Informationen zum Workshop können auch auf der Homepage des Fachs Modernen Japan, Universität Düsseldorf, unter <http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/oasien/oasien/japan/> abgerufen werden.

Wissenschaftlern auf, wogegen die Arbeit von Frauen oft als „reproduktiv“, bzw. „fleißig, aber wenig originell“ charakterisiert wird und auch insgesamt von männlichen Kollegen weniger rezipiert und zitiert wird. Im Vergleich zu den sehr ausführlichen theoretischen Kapiteln und dem umfangreichen empirischen Teil, in den allerdings auch schon zahlreiche interessante Interpretationen mit einfließen, scheint mir das abschließende Kapitel zu knapp geraten, zumal die Interviews mit den ProfessorInnen

noch etliche weitere wichtige Analysen ermöglicht hätten.

Insgesamt ist Englers Studie aber ein äußerst lesenswerter Beitrag zur Wissenschafts- und Geschlechterforschung. Insbesondere die Ergebnisse zu geschlechterbezogenen Fragen der Wissenschaftsforschung werde ich im konkreten Kontext der Entwicklung des Netzwerks Frauenforschung NRW in der nächsten Ausgabe des „Journal“ in einem gesonderten Artikel analysieren.

Veröffentlichungen aus dem Netzwerk

Gudrun Lachenmann, Petra Dannecker (Hrsg.)

Die geschlechtsspezifische Einbettung der Ökonomie: Empirische Untersuchungen über Entwicklungs- und Transformationsprozesse

2001, Lit-Verlag Münster, Reihe: Market, Culture and Society, Bd. 12, 370 S., ISBN 3-8258-5649-6, Preis: 25,90 Euro

Bei der Betrachtung von Globalisierungs- und entsprechenden Lokalisierungsprozessen wird in der neueren Wirtschaftssoziologie das Konzept der Einbettung der Ökonomie in die Gesellschaft (nach Karl Polanyi v.a. durch Mark Granovetter) wieder aufgegriffen. In diesem Buch ist die leitende Annahme, dass der geschlechtsspezifische Blickwinkel auf ökonomisches Handeln und Veränderungsprozesse paradigmatisch für die Einbettung der Wirtschaft in die Kultur und Gesellschaft ist. Die Vorstellung der geschlechtsspezifischen Strukturierung der Wirtschaft, die von internationalen Ökonominen (wie Diane Elson) eingeführt wurde, wird fortgeführt insbesondere im Hinblick auf die Notwendigkeit der Verbindung des produktiven mit dem reproduktiven Sektor und den Zusammenhang von Subsistenz- und Marktwirtschaft. Ferner werden neue methodologische - relationale und interaktive - Zugänge auf der Mesoebene weiterentwickelt und mit Analysen zur translokalen Konstituti-



on von sozialen Räumen und Netzwerken verbunden. Die Beiträge zu einer empiriegeleiteten Theoriebildung in Form von Fallstudien aus Afrika, Lateinamerika und Asien beruhen auf intensiver Feldforschung und Kontextualisierung.

Die Notwendigkeit eines 'neuen Blicks' auf die Ökonomie - und auf die 'Frauen in Entwicklungsländern' im Sinne einer Geschlechterforschung - zeigte sich insbesondere im Zusammenhang mit den seit der Verschuldungskrise der Entwicklungsländer in den achtziger Jahren und den in ihrer Folge durchgeführten sog. Struktur- anpassungsprogrammen. „Impact“- Studien, die Frauen als „verletzliche Gruppe“ etikettieren, aber auch die im

Buchbesprechung

Rezension Gudrun Schäfer

Steffani Engler: "In Einsamkeit und Freiheit"? Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur.

Konstanz: UVK-Verlag 2000. ISBN 3-89669-809-5

Wer könnte sich dem Charme eines Buches entziehen, in dem die ProbandInnen über ihre „Ehrfurcht vor dem Dackel der Sekretärin von Adorno“ berichten? (S. 254) Der Glanz des großen Wissenschaftlers bestrahlt selbst noch das schlappohrige Haustier seiner Angestellten, und welche Anekdote könnte besser belegen, dass die wissenschaftliche Persönlichkeit und deren Nimbus im Wesentlichen eine Hervorbringung ihres sozialen Umfeldes ist?

Nun geht es aber in diesem Buch nicht zentral um Adorno, sondern, ausgehend von der Prämisse, dass man/frau als Wissenschaftler/in nicht geboren wird, eben um die oben bereits angesprochene Fragestellung: Wie wird eine wissenschaftliche Persönlichkeit als Wechselbeziehung zwischen den mehr oder weniger hoffnungsvollen Adepten und ihrer jeweiligen Umwelt konstruiert?

Nach einem einleitenden Kapitel über Themen und Fallstricke der Biographieforschung stellt Engler ihr theoretisches Fundament vor, in dem sie sich im wesentlichen auf den französischen Soziologen Pierre Bourdieu und dessen Aufsatz über die „biographische Illusion“ bezieht. Reflexionen über das Verstehen als wissenschaftliche Praxis und die soziale Welt der Wissenschaft leiten zum empirischen Teil über, in dem die Autorin anhand von sechs Fallbeispielen zentrale Fragen wissenschaftlicher Biographien ableitet und daraus Erkenntnisse über das Funktionieren des wissenschaftlichen Feldes gewinnt.

Zwei Professorinnen und zwei Professoren der Soziologie sowie ein Professor der Elektrotechnik und ein Professor der Informatik berichten über ihren akademischen Werdegang. In einem ebenfalls an Bourdieu orientierten methodischen Balanceakt zwischen Distanz und Nähe analysiert Engler die Regeln des akademischen Spiels, sofern sie sich aus den Berichten der Befragten extrahieren lassen. Distanz versucht die Autorin zu ihrem

eigenen Standpunkt unter gleichzeitiger Beibehaltung ihrer Erkenntnismittel zu erlangen. Nähe soll zum sozialen Ort der Befragten hergestellt werden (S. 121).

Im Rahmen dieser Kritik ist es nicht möglich, auf die Lebensläufe und deren Interpretation im Einzelnen einzugehen, wenngleich sie für jede Leserin/jeden Leser, die sich selbst in den Hierarchieebenen des Wissenschaftsbetriebs bewegen, eine besonders interessante Lektüre sind.

Zwei besonders interessante Befunde Englers zur Eigenart des wissenschaftlichen Feldes seien hier jedoch genannt: Die Rolle der eigenen sozialen Herkunft wird von allen Befragten marginalisiert und deutet darauf hin, dass dieser Faktor im Selbstbild der Wissenschaft(lernnen) tendenziell negiert wird, zugunsten einer Interpretation des eigenen Erfolgs aufgrund intellektueller und sozialer (Netzwerkbildung) Leistungen (S. 449f.).

Die Rolle des eigenen Geschlechts wird ausschließlich von den befragten Frauen angesprochen, was darauf schließen lässt, dass „Männlichkeit“ eine selbstverständliche und damit weiter nicht zu thematisierende Komponente der wissenschaftlichen Karriere darstellt (S. 454f.).

Last not least wird „wissenschaftliche Originalität“ und „Kreativität“ als wesentliches Moment der Zuschreibung wissenschaftlicher Persönlichkeit ausgemacht. Diese Merkmale weisen wiederum enge Bezüge zu männlichen

Buchbesprechung

Rezension Gudrun Schäfer

Steffani Engler: "In Einsamkeit und Freiheit"? Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur.

Konstanz: UVK-Verlag 2000. ISBN 3-89669-809-5

Wer könnte sich dem Charme eines Buches entziehen, in dem die ProbandInnen über ihre „Ehrfurcht vor dem Dackel der Sekretärin von Adorno“ berichten? (S. 254) Der Glanz des großen Wissenschaftlers bestrahlt selbst noch das schlappohrige Haustier seiner Angestellten, und welche Anekdote könnte besser belegen, dass die wissenschaftliche Persönlichkeit und deren Nimbus im Wesentlichen eine Hervorbringung ihres sozialen Umfeldes ist?

Nun geht es aber in diesem Buch nicht zentral um Adorno, sondern, ausgehend von der Prämisse, dass man/frau als Wissenschaftler/in nicht geboren wird, eben um die oben bereits angesprochene Fragestellung: Wie wird eine wissenschaftliche Persönlichkeit als Wechselbeziehung zwischen den mehr oder weniger hoffnungsvollen Adepten und ihrer jeweiligen Umwelt konstruiert?

Nach einem einleitenden Kapitel über Themen und Fallstricke der Biographieforschung stellt Engler ihr theoretisches Fundament vor, in dem sie sich im wesentlichen auf den französischen Soziologen Pierre Bourdieu und dessen Aufsatz über die „biographische Illusion“ bezieht. Reflexionen über das Verstehen als wissenschaftliche Praxis und die soziale Welt der Wissenschaft leiten zum empirischen Teil über, in dem die Autorin anhand von sechs Fallbeispielen zentrale Fragen wissenschaftlicher Biographien ableitet und daraus Erkenntnisse über das Funktionieren des wissenschaftlichen Feldes gewinnt.

Zwei Professorinnen und zwei Professoren der Soziologie sowie ein Professor der Elektrotechnik und ein Professor der Informatik berichten über ihren akademischen Werdegang. In einem ebenfalls an Bourdieu orientierten methodischen Balanceakt zwischen Distanz und Nähe analysiert Engler die Regeln des akademischen Spiels, sofern sie sich aus den Berichten der Befragten extrahieren lassen. Distanz versucht die Autorin zu ihrem

eigenen Standpunkt unter gleichzeitiger Beibehaltung ihrer Erkenntnismittel zu erlangen. Nähe soll zum sozialen Ort der Befragten hergestellt werden (S. 121).

Im Rahmen dieser Kritik ist es nicht möglich, auf die Lebensläufe und deren Interpretation im Einzelnen einzugehen, wenngleich sie für jede Leserin/jeden Leser, die sich selbst in den Hierarchieebenen des Wissenschaftsbetriebs bewegen, eine besonders interessante Lektüre sind.

Zwei besonders interessante Befunde Englers zur Eigenart des wissenschaftlichen Feldes seien hier jedoch genannt: Die Rolle der eigenen sozialen Herkunft wird von allen Befragten marginalisiert und deutet darauf hin, dass dieser Faktor im Selbstbild der Wissenschaft(lerInnen) tendenziell negiert wird, zugunsten einer Interpretation des eigenen Erfolgs aufgrund intellektueller und sozialer (Netzwerkbildung) Leistungen (S. 449f.).

Die Rolle des eigenen Geschlechts wird ausschließlich von den befragten Frauen angesprochen, was darauf schließen lässt, dass „Männlichkeit“ eine selbstverständliche und damit weiter nicht zu thematisierende Komponente der wissenschaftlichen Karriere darstellt (S. 454f.).

Last not least wird „wissenschaftliche Originalität“ und „Kreativität“ als wesentliches Moment der Zuschreibung wissenschaftlicher Persönlichkeit ausgemacht. Diese Merkmale weisen wiederum enge Bezüge zu männlichen

Wissenschaftlern auf, wogegen die Arbeit von Frauen oft als „reproduktiv“, bzw. „fleißig, aber wenig originell“ charakterisiert wird und auch insgesamt von männlichen Kollegen weniger rezipiert und zitiert wird.

Im Vergleich zu den sehr ausführlichen theoretischen Kapiteln und dem umfangreichen empirischen Teil, in den allerdings auch schon zahlreiche interessante Interpretationen mit einfließen, scheint mir das abschließende Kapitel zu knapp geraten, zumal die Interviews mit den ProfessorInnen

noch etliche weitere wichtige Analysen ermöglicht hätten.

Insgesamt ist Englers Studie aber ein äußerst lesenswerter Beitrag zur Wissenschafts- und Geschlechterforschung. Insbesondere die Ergebnisse zu geschlechterbezogenen Fragen der Wissenschaftsforschung werde ich im konkreten Kontext der Entwicklung des Netzwerks Frauenforschung NRW in der nächsten Ausgabe des „Journal“ in einem gesonderten Artikel analysieren.

Veröffentlichungen aus dem Netzwerk

Gudrun Lachenmann, Petra Dannecker (Hrsg.)

Die geschlechtsspezifische Einbettung der Ökonomie: Empirische Untersuchungen über Entwicklungs- und Transformationsprozesse

2001, Lit-Verlag Münster, Reihe: Market, Culture and Society, Bd. 12, 370 S., ISBN 3-8258-5649-6, Preis: 25,90 Euro

Bei der Betrachtung von Globalisierungs- und entsprechenden Lokalisierungsprozessen wird in der neueren Wirtschaftssoziologie das Konzept der Einbettung der Ökonomie in die Gesellschaft (nach Karl Polanyi v.a. durch Mark Granovetter) wieder aufgegriffen. In diesem Buch ist die leitende

Annahme, dass der geschlechtsspezifische Blickwinkel auf ökonomisches Handeln und Veränderungsprozesse paradigmatisch für die Einbettung der Wirtschaft in die Kultur und Gesellschaft ist. Die Vorstellung der geschlechtsspezifischen Strukturierung der Wirtschaft, die von internationalen Ökonominen (wie Diane Elson) eingeführt wurde, wird fortgeführt insbesondere im Hinblick auf die Notwendigkeit der Verbindung des produktiven mit dem reproduktiven Sektor und den Zusammenhang von Subsistenz- und Marktwirtschaft. Ferner werden neue methodologische - relationale und interaktive - Zugänge auf der Mesoebene weiterentwickelt und mit Analysen zur translokalen Konstituti-



on von sozialen Räumen und Netzwerken verbunden. Die Beiträge zu einer empiriegeleiteten Theoriebildung in Form von Fallstudien aus Afrika, Lateinamerika und Asien beruhen auf intensiver Feldforschung und Kontextualisierung.

Die Notwendigkeit eines 'neuen Blicks' auf die Ökonomie - und auf die 'Frauen in Entwicklungsländern' im Sinne einer Geschlechterforschung - zeigte sich insbesondere im Zusammenhang mit den seit der Verschuldungskrise der Entwicklungsländer in den achtziger Jahren und den in ihrer Folge durchgeführten sog. Struktur-anpassungsprogrammen. „Impact“-Studien, die Frauen als „verletzliche Gruppe“ etikettieren, aber auch die im

Globalisierungszusammenhang geführten Debatten haben bisher nicht berücksichtigt, dass die Strukturierung – der Einbettung der Ökonomie sowie der Translokalität – besonders naheliegend über die Geschlechterordnung in der Wirtschaft nachvollzogen werden kann. Wir möchten hier also Debatten über Konzepte des Wandels global zusammenbringen. Viele der globalen ökonomischen Verbindungen sind sozial eingebettet in geschlechtsspezifische Netzwerke; im Zuge der Verbreitung weltweiter Industrialisierungsmuster in ärmeren Ländern wird eine "Feminisierung" verbunden mit Flexibilisierung der Arbeit konstatiert. Es werden neue Konzeptualisierungen vorgeschlagen, mit denen das Ineinandergreifen und die

Konstruktion sozialer Welten und Räume – d.h. geschlechtsspezifisch strukturierte bzw. Frauenräume – z.B. auf Märkten aber auch im Industriebetrieb oder Büro analysiert werden können. Außerdem werden die entscheidenden Verflechtungen zwischen verschiedenen ökonomischen Handlungsfeldern im Sinne einer 'Frauenökonomie' z.B. von der städtischen Hauswirtschaft über die verwandtschaftlich organisierte landwirtschaftliche Produktion bis zu Fernhandelsnetzen aufgezeigt. Damit gehen wir weit über herkömmliche Diskussionen hinaus, ob und wie Frauen – gerade auch in islamischen Ländern – in den modernen Wirtschaftssektor integriert werden (sollen). *Gudrun Lachenmann*

Inhaltsverzeichnis

1. Teil: Afrika

Ländliche Gesellschaften Afrikas

Catrin Becher: „According to our tradition a woman can not own land“: Die geschlechtsspezifische Einbettung von Land und Ökonomie im Norden Ghanas

Bina Desai: Ignoranz und Information: Die soziale Differenzierung von Wissen und Landwirtschaft in Nord-Ghana

Gudrun Lachenmann: Transformation der Frauenökonomie und Dimensionen der Einbettung in Afrika

Städtische Gesellschaften Afrikas

Gerlind Schneider: Zur sozialen Einbettung von Frauenarbeit in Harare

Winnie Wanzala: Einbettung weiblicher Ökonomie im urbanen Namibia

Mirjam Laaser: Unternehmerinnen in Nairobi: Das Aushandeln alter und neuer Handlungsspielräume

Salma Nageeb: Der Markt: Weibliche Inbesitznahme öffentlicher Räume

2. Teil: Lateinamerika

Birte Rodenberg: Zur ökonomischen Dimension ökologischen Handelns: Frauenumweltengagement, Überlebenssicherung und Machtgewinn in Mexiko

3. Teil: Asien

Städtische Industrie- und Dienstleistungsökonomien in Süd- und Südostasien

Petra Dannecker: Arbeitsmärkte und ihre geschlechtsspezifische Einbettung: Fabrikarbeiterinnen in Bangladesch

Hannah Cho: Frauenarbeit und Frauenpolitik in Korea

Jasmin Mirza: Frauen im Bürosektor in Pakistan

Czarina Saloma: Wie Informationstechnologie gemacht wird: Eine geschlechtsspezifische Perspektive auf die Neue Ökonomie in den Philippinen

Transformation in Asien

Ildikó Bellér-Hann: Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung bei den Uiguren im Nordwesten Chinas

Irina Yurkova: Transformation der Sowjetwirtschaft in Usbekistan: Gestaltung von Handlungsräumen von Frauen

Irmtraud Fischer

Rut

Herders Theologischer Kommentar zum Alten Testament (HThK.AT), Freiburg 2001, 277 Seiten, 108 DM

Seit Goethe wird das Buch Rut als liebe-liche, kleine Idylle gelesen, die die Bi-belleseer erbauen und unterhalten wol-le. Die Bonner Alttestamentlerin und Frauenforscherin Irmtraud Fischer bricht gründlich mit dieser herkömm-lichen Sichtweise, indem sie – streng am Text entlang – ein völlig anderes Bild der Erzählung über die beiden mittellosen Witwen entwirft. Sie weist auf, daß das Buch durchgehend mit dem Blick auf Frauen geschrieben wurde: Es stellt nicht nur die in der Bi-bel üblicherweise vom männlichen Standpunkt aus erzählten Lebenszu-sammenhänge aus der Sicht von Frau-en dar, sondern legt auch Gesetze, die in den Rechtssammlungen Alt-Israels

Männer begünstigen, zugunsten von Frauen aus und erweist sich so als Ge-genstimme zu den Büchern Esra und Nehemia in der nachexilischen Misch-ehenfrage. Indem das Buch Rut auch erzählende Texte der Bibel – vor allem aus der Genesis – aufgreift und mit ihnen die Handlung deutet, bekommt es eine politische Dimension: Es er-zählt die Volksgeschichte Israels von Tamar bis Rut, Juda bis David, weiter und schließt so die erzählerische Lük-ke zwischen den Büchern Genesis und 1 Samuel. Das schlichte, liebe-liche Frauenbuch wird so zu einem gesell-schaftspolitischen Buch im Rang der Weltliteratur.

Irmtraud Fischer

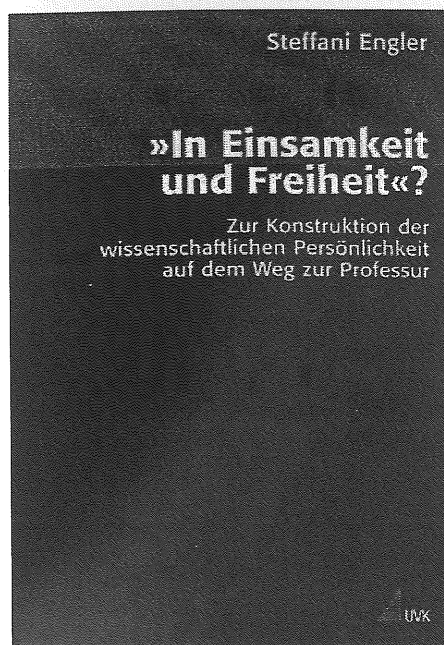
Steffani Engler

»In Einsamkeit und Freiheit«? Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur

UVK Verlagsgesellschaft, ISBN 3-89669-809-5, 488 Seiten, EUR 39.00

In Zentrum der Analyse steht der von Professorinnen und Professoren geschilderte Weg zur Professur. Dabei wird deutlich, dass die wissenschaftliche Persönlichkeit

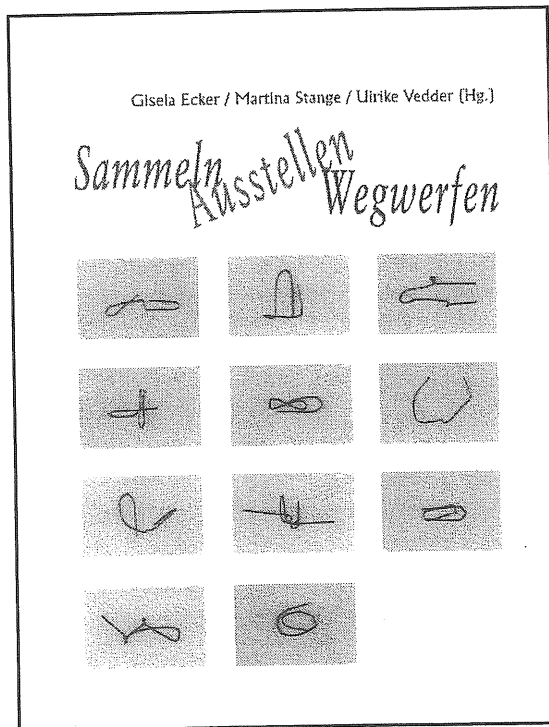
nicht »in Einsamkeit und Freiheit« ent-steht, indem sie neue wissenschaftliche Entdeckungen macht und geniale Leis-tungen erbringt. Es sind vielmehr Prozesse der Anerkennung und Zuschreibung, die zum wissenschaftlichen Erfolg führen. Die hier-bei selbstverständlich geleistete Kon-struktionsarbeit zeigt, wie wissenschaftli-che Persönlichkeiten zustande kommen und woran die AkteurInnen und Akteure in der Welt der Wissenschaft glauben. Dabei werden auch jene Mechanismen zutage ge-fördert, die dazu beitragen, dass es sich bei wissenschaftlichen Persönlichkeiten überwiegend um Männer handelt. Die Ana-lyse wird, um der »biographischen Illusi-on« des wissenschaftlichen Beobachters zu entgehen, mit einem in Anlehnung an das soziologische Denken Bourdieus ent-wickelt Konzept des Verstehens vorge-nommen.

Steffani Engler

Gisela Ecker, Martina Stange, Ulrike Vedder (Hg.)

Sammeln – Ausstellen – Wegwerfen. Zur Einleitung

2001, Helmer, U, Kulturwiss. Gender Studies 2, 250 Seiten, ISBN 3-89741-070-2, 22,90 Euro



Inhalt

I Sammeln und Ausstellen

Annegret Pelz: Von Album bis Zettelkasten. Museums-Effekte im Text

Andrea Hauser: Staunen – Lernen – Erleben. Bedeutungsebenen gesammelter Objekte und ihrer musealen Präsentation im Wandel

Karl-Josef Pazzini: Die Toten bilden. Über eine Aufgabe des Museums

Martina Stange: Die Macht des Hyperrealen: Brian Moores The Great Victorian Collection

Jorella Andrews: Maria Sibylla Merian: Collecting Metamorphosis

Daniela Rippl: Im Netzwerk der Signaturen. Nabokov und die Schmetterlingsjagd

Friedmar Apel: Goethe und die Seinigen: Vom Glück des Sammlers und der Lehre dazu

Ulrike Vedder: Leporellos Register. Sammeln und Ausstellen in Mozarts Don Giovanni

II Sammeln und Wegwerfen

Anne-Kathrin Reulecke: Stefan Zweigs „Unsichtbare Sammlung“

Claudia Breger: KulturReste im Dreck. Post/koloniale Ausgrabungsfiktionen

Gisela Ecker: Verwerfungen

Yoko Tawada: Der Sammler und der Tod: Bruce Chatwins Utz

Karin Windt: „Das Jahrhundert der Verschütteten“. Verborgene und verworfene Geschichte bei Libuše Moníková

Stefan Greif: Vom Lob auf die Liederlichkeit. Müll und Gerümpel in der niederländischen Genremalerei des 17. Jahrhunderts

Helga Kämpf-Jansen: Kunst-Staub

Dr. Gabriele Rippl: Vom Abfall zur Kunst: Antonia S. Byatts Arbeit am kulturellen Gedächtnis

Monika Gomille: Charles Dickens' Müllberge: Kulturelle Mechanismen der Wertzuweisung und des Wertentzugs in Our Mutual Friend

Erik Porath: Die Schraube – Anzeige eines Verlustes. Kurzes Requiem für das technische Zeitalter

Erik Porath: Von der Vernunft des Sammelns zum Irrsinn des Wegwerfens

Tim Putnam und Valerie Swales: Between Keeping and Not-Keeping

Heike Brandes, Sigrid Metz-Göckel, Agnes Senganata Münt, Claudia Pauken
Frauenforschung im Zentrum. Europa – BRD – USA.
 Eine Internet-Recherche zur Institutionalisierung der Frauen- und
 Geschlechterforschung an Universitäten

2002, Hochschuldidaktisches Zentrum, Universität Dortmund (Hg.), Studien Netzwerk Frauenfor-
 schung NRW Nr. 2, ISBN: 3-936199-01-9, Preis: 6 Euro, zu beziehen über das Hochschuldidaktische
 Zentrum der Universität Dortmund



Aus dem Inhalt

Sigrid Metz-Göckel, Agnes Senganata Münt: Zur Einleitung.- Einheit in der Viel-
 falt?

Heike Brandes: Institutionalisierung der
 Frauen- und Geschlechterforschung in Eu-
 ropa (ohne BRD) anhand der Internetdar-
 stellung in Englisch

1. Selbstdarstellungen der Frauen- und Ge-
 schlechterforschungszentren im Internet
2. Institutionalisierung der Frauen- und Ge-
 schlechterforschung in Europa: Fragebogenerhe-
 bung

Claudia Pauken: Bundesrepublik Deutsch-
 land

1. Interdisziplinäre Frauenforschungs- und Ge-
 schlechterforschungszentren
2. Studiengang Frauen- /Geschlechterforschung

3. Professuren zur Frauen- / Geschlechterforschung innerhalb eines Fachbereichs oder
 einer Disziplin
4. Forschungsgruppen
5. Hochschulübergreifende Einrichtungen und Netzwerke

Agnes Senganata Münt: Frauen- und Geschlechterforschungszentren in
 den USA

1. Ergebnisse
2. Universitäre Frauenforschungszentren in den USA: Fünf Beispiele
 - 2.1. Institute for Research on Women and Gender, Stanford University, Stanford (Cali-
 fornia)
 - 2.2. Nowcomb College Center for Research on Women, Tulane University, New Orleans
 Louisiana)
 - 2.3. Northwest Center for Research on Women, University of Washington, Seattle (Wa-
 schington)
 - 2.4. Five College Women's Studies Research Center – Mount Holyoke College, South
 Hadley (Massachusetts)
 - 2.5. Institute for Research on Women and Gender, University of Michigan, Ann Arbor
 (Michigan)
3. The National Council for Research on Women, New York (New York)
4. Synopse der Frauenforschungszentren in den USA
5. Quellen

Ute Luise Fischer

Frauenarbeit in Transformation. Staatliche Regulation – regionale Arbeitsmärkte – geschlechtsbezogene Deutungen

Forschung Soziologie 142, 2001, 293 Seiten, Kart., Leske + Budrich, ISBN 3-8100-3314-6, EUR 28.90

Anhand der Entwicklung der Frauenerwerbsarbeit in Sachsen wird ein Analysemodell für eine Frauenarbeitsmarktforschung entwickelt, das Brüche und Kontinuitäten sowohl auf staatlicher, auf regionaler und Akteursebene gleichermaßen in das Blickfeld rückt.

Aus dem Inhalt:

Einführung – Frauenarbeit und Transformation
Problemstellung – Forschungsstand – Transformation und Geschlecht

Regulation und Geschlechterverhältnis
Transformation als Wechsel der Regulationsweise und die Entwicklung der Frauenarbeit – Staatssozialistische Regulation und Frauenarbeit – Doppelte Transformation und Relevanz der Geschlechtszugehörigkeit

Region und Geschlechterverhältnisse
Die Region als Analyseebene – Regionalhistorische Geschlechterarrangements – Regionalprofile zur DDR-Zeit – Regionale Transformationsfolgen für die Frauenerwerbsarbeit

Relevanz der Geschlechtszugehörigkeit in Transformation
Deutungsstrukturen und Handlungspraxis von Arbeitsmarktakteurinnen im Erzgebirge – Deutungsstrukturen und Handlungspraxis von Arbeitsmarktakteurinnen in Dresden

Schlüsse – Regulation, Region, Akteurin

Die Autorin:
Dr. rer. Pol.
Ute L. Fischer, Diplom-
Volkswirtin
Wirtschafts- und
Sozialwissenschaftliche
Fakultät
Arbeitssoziologie
Universität Dortmund

Hinweis auf weitere Veröffentlichungen aus dem Netzwerk

Harders, Cilja 2000: Dimensionen des Netzwerkansatzes – einführende theoretische Überlegungen, in: Roman Loimeier (Hg.): Die islamische Welt als Netzwerk. Möglichkeiten und Grenzen des Netzwerkansatzes im islamischen Kontext, Würzburg: ERGON Verlag, S. 17–52.

Harders, Cilja 1999: Das Ende der Strukturkategorie Geschlecht? Empirische Erfahrungen aus Ägypten, in: Christine Bauhardt, Angelika von Wahl (Hg.) 1999: Gender and Politics. 'Geschlecht' in der feministischen Politikwissenschaft, Opladen: Leske & Budrich, S. 171–198.

13. Netzwerk-Workshop

(für Mitglieder des Netzwerks Frauenforschung NRW)

„Weiterentwicklung HWP-Projektfinanzierung“

21. Juni 2002, Universität Dortmund, Campus-Treff

10.00–10.30 Uhr

Vorstellung der neuen Netzwerkprofessorinnen

10.30–12.00 Uhr

- 1) Bericht über die Fördersituation 2002 und Perspektiven für 2003 aus der Sicht des MSWF NRW (Referentin: Frau Marie-Anne Kaufhold/MSWF NRW)
- 2) Bericht über das EU-Rahmenprogramm (Referentin: Nina Sartori/Kontaktstelle FiFrauen in die EU-Forschung, EU-Büro)

12.00–13.00 Uhr

Nachfragen/Diskussion

13.00–14.00 Uhr

Mittagspause/Büffet

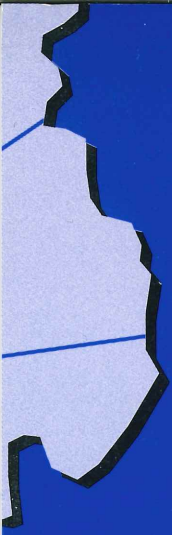
14.00–14.30 Uhr

Chancen und Möglichkeiten der „Zielvereinbarung zur Förderung der Chancengleichheit“ für die Frauenforschung. Berichte aus Bochum (Andrea Kaus), Essen (Gudrun Schäfer) und Dortmund.

14.30–16.00 Uhr

Diskussion über die weiteren Entwicklungsmöglichkeiten des Netzwerks

Der Workshop richtet sich an das Netzwerk der Professorinnen und der wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen. Schriftliche Einladungen werden noch zugeschickt.



Frauenforschung NRW

Netzwerk Frauenforschung NRW
Universität Dortmund
44 221 Dortmund

ISSN 1617-2493